

*Personenliste: Markmann
wenn nicht anders angegeben*

Jahresbericht

über die Mission unter den Heiden

für

die evangelisch-lutherischen Gemeinden

in Liv- und Estland

im Jahre 1902.



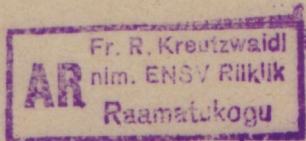
Riga, 1903.

Druck von Alexander Grosset in Firma: F. Deutsch.

Къ напечатанію сей рукописи со стороны Св. Лютеранской
Консистеріи препятствій не имѣется.

Рига, 4-го Ноября 1902 г.

Г. Эрнъ,
Вице-президентъ Консистеріи.



104 555 x

Дозволено цензурою. Рига, 12 Декабря 1902.

Des Herrn Heil bis an der Welt Ende!

„Siehe, der Herr läßt sich hören, bis an der Welt Ende. Saget der Tochter Zion: Siehe, dein Heil kommt; siehe, sein Lohn ist bei ihm, und seine Vergeltung ist vor ihm“. (Jesaja 62, v. 11.)

„Siehe!“ So ruft der Prophet aus, und in dem einen Verse finden wir dieses Wort nicht weniger als dreimal wiederholt. Das weist darauf hin, daß es etwas besonders bemerkenswertes, auffallendes, wunderbares ist, was der Prophet dem Volke zu verkündigen hat. Und in der That, wunderbar über alle Maßen ist seine Botschaft! Das an allen Enden der Erde zerstreute Gottesvolk soll wieder zusammengebracht werden. Sein Heil, seine Erlösung kommt. Sein Lohn wird ihm zuteil, der Segen, welcher dem sich von seiner Sünde bekehrenden zuteil wird. Und seine Vergeltung empfängt es — die unverdiente Entschädigung der unermesslichen Gnade Gottes für die selbstverschuldeten Leiden. Fürwahr, eine wunderbare Botschaft! Es kommt die Stunde, wo all das Leid, von dem es betroffen, wo die bittere Knechtschaft, unter der es in der Ferne geseufzt — und zwar, wohlgemerkt, die wohlverdiente Schmach, das eigenverschuldete Leid, die als Strafe für die Sünde und Unbußfertigkeit verhängte Knechtschaft — ein Ende haben und in das Gegenteil verkehrt werden sollen. Siehe, dein Heil kommt! Der Herr wendet sich wieder seinem abtrünnigen Volke zu und nimmt sich wieder seines Eigentums an. Siehe, welch ein Wunder göttlicher Gnade!

Seitdem aber diese Worte aus des Propheten Munde erschollen sind, hat sich der Inhalt seiner Weissagung ganz bedeutend erweitert. Der Prophet hatte nur der Tochter Zion diese Botschaft zu überbringen. Nur an die Kinder Israel, an die Kinder des alten Bundesvolkes hat er gedacht. In die Gefangenschaft nach Babel weggeführt, in alle Welt zerstreut, sollten sie nun durch den Ruf des Herrn wieder zusammengeführt, wieder zu einer heiligen Gemeinde vereinigt werden. Aber, als die Stunde der Erfüllung dieser Weissagung herbeikam, ach, wie gering, wie unscheinbar sah alles aus. Ein kleiner Rest des ehemals so großen und starken Volkes war es, der mit Erlaubnis des Perserkönigs Cyrus aus Babel nach Jerusalem zurückkehrte. Ein kümmerliches Dasein fristete dieser

Volksrest dort in der notdürftig wieder aufgebauten Stadt, bedrängt von seinen Feinden, den mißgünstigen Samaritern. Und der Tempel, den sie an der Stelle des herrlichen Salomonischen Gotteshauses erbaut, war klein und gering, lange nicht heranreichend an die frühere Herrlichkeit. Und das Allerheiligste war leer, ohne die Bundeslade, welche bei dem Brande des Tempels abhanden gekommen war. Nein, das war noch nicht die rechte Erfüllung jener Weissagung. Jetzt erst, jetzt ist die Zeit der Erfüllung da. Jesus Christus hat diese Zeit heraufgebracht.

Jesus Christus ist gestorben, auf daß er alle zerstreuten Kinder Gottes zusammenbrächte, aus allen Völkern und Zungen. Nicht die Zionsburg mehr, nicht der Tempel auf Zion ist hinfort der Mittelpunkt des Gottesreiches auf Erden und der Brennpunkt, in dem alle Strahlen des Heiles zusammengefaßt erscheinen, sondern der Hügel Golgatha und das Kreuz, an dem der Erlöser der ganzen Welt gehangen. Ja, der ganzen Welt! In einem andern, in einem viel weiteren Sinn heißt es heute: „Siehe, der Herr läßt sich hören bis an der Welt Ende: Siehe, dein Heil kommt!“ Des Herrn Ruf geht nun nicht allein an das Israel der Zerstreung, sondern an die ganze Heidenwelt.

„Siehe!“ — so heißt es auch heute mit Recht. Ein Wunder der Gnade ist es, das sich durch die Mission an der Heidenwelt vollzieht. Auch der Heidenwelt hat die Stunde der Erlösung geschlagen. Gott hatte sie dahingegeben in verkehrten Sinn, er hatte sie ihre eigene Wege gehen lassen, und diese selbstgewählten Wege haben die Heiden in eine schmachvolle grausame Knechtschaft, ins Verderben hinein geführt. Siehe da den armen Neger, geplagt von finsterner Geisterfurcht: er glaubt sein ganzes Leben von bösen Geistern beherrscht und von bösem Zauber bedroht. Siehe da den indischen Büßer, der sich mit schweren eisernen Ketten behangen hat, unter deren Last er sicher zusammenbricht. Ein treffendes Bild des Heidentums — eine Gefangenschaft ist es, ein Kettentragen ohne Hoffnung auf Erlösung. Und wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht — das sehen wir am deutlichsten bei den Heiden, welche in Sünden und Schanden aller Art dahinleben, in Fleischeslust und Unreinigkeit, in Hader und Blutvergießen. Sie sind Knechte geworden, und wie Paulus uns im Eingangscapitel seines Römerbriefes zeigt, nicht ohne eigene Schuld. „Dieweil sie wußten, daß ein Gott ist, und haben ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch gedanket, weil sie von dem auch ihnen zuteil gewordenen Lichte der Gottesoffenbarung sich nicht haben erleuchten lassen, darum hat sie Gott dahingegeben in ihres Herzens Gelüste und in verkehrten Sinn.

Und nun ist die Zeit gekommen da es heißt: „siehe, dein Heil kommt; siehe sein Lohn ist bei ihm und seine Vergeltung

vor ihm“. Der gekreuzigte und auferstandene Herr kommt nun auch zu den Heiden und bringt ihnen das Heil, Erlösung von der Knechtschaft des Götzendienstes und von dem schimpflichen Sündenjoch. Er kommt mit der reichen Fülle seiner Gaben und bietet sie ihnen an; und wenn sie ihn aufnehmen mit gläubigem Herzen und den trotzig Nacken beugen unter sein sanftes Joch, dann erfahren sie es gar reichlich: „sein Lohn ist bei ihm und seine Vergeltung ist vor ihm“. Er macht all ihrem Elend ein Ende, er hebt sie aus dem Staube der Unterdrückung, er stillt den Jammer, in den eigene und fremde Schuld sie gebracht. Wo der König mit der Dornenkrone zur Herrschaft gelangt, da weichen die finsternen Geister, da hört der Götzendienst mit seinen Greueln auf, da kehrt Friede und Freude ein in die geplagten Herzen. Das sehen wir auf den Inseln der Südsee, wo rohe Kannibalen unter dem Einfluß des Evangelii zu fröhlichen, gesitteten Menschen geworden sind; das sehen wir unter manchem der Stämme Afrikas, welche einst in blutigen Stammesfehden einander zerfleischten; das sehen wir auch in Indien unter den braunen Tamulen, wie aus friedlosen Götzendienern selige Gotteskinder werden. Und immer weiter und weiter, bis an der Welt Ende dringt der Ruf der Boten Christi: Siehe, dein Heil kommt!

„Siehe!“ Das Wort gilt auch dir, lieber christlicher Leser, in dessen Hände dieses Heftchen gelangt. Es will dir die Augen öffnen, daß du schauest die Wunder der Gnade, die der Herr an den Heiden tut bis an der Welt Ende und daß du erkennest, was auch du als Christ, als Erlöster des Herrn, den noch gebundenen Heiden schuldig bist. Es ist jetzt noch Zeit zu wirken, es ist jetzt noch Missionszeit. Hilf auch du dazu, daß das große Ziel erreicht werde: Des Herrn Heil bis an der Welt Ende!

F. R.



Unsere Mission.

Don P. Kuegler.

Der evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland ist es bisher nicht möglich gewesen, eine eigene Missionsstätigkeit unter den Heiden zu beginnen. Die äußeren Umstände gestatteten derartige Versuche nicht. Um nun doch dem Missionsbefehle unseres Herrn Jesu Christi Gehorsam zu leisten und nicht dort müßig zu sein, wo die ganze übrige evangelische Christenheit fröhlich und fleißig arbeitet, hat sich die ev.-luth. Kirche in Rußland der ev.-luth. deutschen Missionsgesellschaft in Leipzig angeschlossen, übergibt ihr die gesammelten Liebesgaben zur Verwendung auf ihren Arbeitsfeldern, vertraut ihr diejenigen ihrer Söhne und Töchter an, welche tüchtig und geschickt sind mitzuarbeiten am heiligen Werk; sendet alljährlich auch ihre Vertreter zum Jahresfest und zur Hauptversammlung nach Leipzig, teilt mit ihr Freude und Leid und gedenkt allsonntäglich ihrer Arbeit in Gebet und Fürbitte. Ueber die Tätigkeit dieser Missionsgesellschaft wird nun in folgendem ein kurzer Bericht abgestattet werden, der sich wesentlich auf das Jahr 1901, nur in Einzelheiten auf die erste Hälfte d. J. 1902 bezieht. Die Ueberschrift über diesen Bericht: „Unsere Mission“ dürfte durch diese unsere engen Beziehungen zur Leipz. Missionsgesellschaft gerechtfertigt erscheinen, zugleich aber uns mahnen, nicht in der Mitarbeit zu erlahmen, sondern uns zu „unserer“ Mission zu bekennen durch reichliche Darreichung von Gaben, durch fleißiges Lesen ihrer Missionsblätter und Missionschriften und durch herzliches Gebet um Gottes Segen für ihre Arbeit. — Roem. 10. 13—15.

A. Südindien.

Unsere Missionare arbeiten in Südindien ausschließlich unter dem Volk der Tamulen. Diese gehören zu der großen Gruppe der Dravidischen Völker und diese sind wieder ein Teil der finnisch-turanischen Völkerfamilie, als deren Vertreter in Europa wir die Finnen, Esten, Türken u. s. w. haben. Unter diesen Dravidischen Völkern sind die Tamulen, obgleich nur ca. 15 Millionen stark, das erste und vornehmste. Sie scheinen bereits vor der Einwanderung der Arier in Indien eine selbstständige Kultur entwickelt zu haben und haben die ihnen durch jene Einwanderer gebrachten neuen Kulturelemente tief erfaßt und selbstständig verarbeitet; ist auch so ihre junge Kultur und ihr Geistesleben arisiert, so haben sie doch

in diesem Rahmen ihre Eigenart gewahrt und einen selbstständigen Typus entwickelt. Auf dem Gebiete der Philosophie haben die Tamulen die pantheistischen Grundgedanken, dieses Gemeingut der indogermanischen Völkerfamilie, selbstständig entwickelt und zu fein durchdachten Systemen ausgesponnen. Die Tamulen haben eine eigene, zum Teil bedeutende Literatur; sie haben eine eigene, uns in vielen Stücken sympathische Sitte, — sie haben nationale Erinnerungen, — kurz: sie sind ein in weiter Beziehung hochbegabtes, edles Volk und ein lohnendes Missionsobject.

Auf dieses Volk hat die Leipziger Missionsgesellschaft, die in den vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts in die Missionsarbeit eintrat, mit vollem Bewußtsein ihre Kraft concentrirt: sie will nichts anderes sein, als Tamulen-Mission. Dieses Missionsgebiet aber hat eine sehr große Ausdehnung. „Ich stieg“ so schreibt J. Richter in einen Bericht über seine Studienreise in Indien im Winter 1900/01,*) „in der stolzen, von Hügeln umgebenen Königsstadt Madura, der südlichsten Leipziger Missionsstation, abends um 4 Uhr in den nach Norden gehenden Schnellzug. Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang war ich in den blühenden Gefilden des Kaweri-Deltas, dem Garten Südindiens, wo über die üppig grünenden Reisfelder und stolzen Kokospalmen aller Orten sich die ehrwürdigen Pagoden der berühmten Tempelstädte erhoben. Dort passirte ich schnell hintereinander die Centralen der Leipziger Missionsstationen. Aber die Fahrt geht noch ohne Unterbrechung bis 5 Uhr Abends weiter, ehe der Zug in Madras, der Hauptstadt Südindiens, der nördlichsten Leipziger Missionsstation einläuft; eine Schnellzugsfahrt von 21 Stunden, entsprechend etwa der Fahrt von Berlin über Cöln bis an die französische Grenze“. Wenn über eine solche riesige Entfernung 21,600 Christen und 41 Missionsstationen zerstreut sind, so sieht man auf den ersten Blick, daß die Besetzung eine außerordentlich dünne, unzulängliche ist und daß diese Zerstreung die Arbeit beträchtlich erschweren muß. Die Gefahr wird noch größer, wenn man in Betracht zieht, daß in diesem Gebiete nicht wenige englische und amerikanische Gesellschaften neben der Leipziger arbeiten.

Diesen schwierigen Verhältnissen mußte nun die Arbeit angepaßt und nach Möglichkeit concentrirt werden. Die Leipziger Missions-Gemeinden haben ihren festen Zusammenhalt, ihren „sichersten Kitt“ in dem Bewußtsein ihrer Unterschiedenheit von allen anderen in Südindien arbeitenden Missionen als evangelisch-lutherische Gemeinden, die mit ihrer Missionsgesellschaft und den dieselbe stützenden

*) cf. J. Richter, die Deutsche Mission in Südindien, Gütersloh 1902, pag. 9 ff. Dieses Buch kann allen, die sich für die Mission interessieren, empfohlen werden, nur kann der Kritik der Stellung der Leipziger Missionsgesellschaft in der Kastenfrage kein Beifall gegeben werden.

konfessionellen Landeskirchen die feste Ueberzeugung haben, daß die luth. Bekenntnisschriften der beste Ausdruck der evangelischen Wahrheit sind. Diese aus den Heiden schon gesammelten Gemeinden werden von den Missionaren so viel wie möglich gepflegt, die eigentliche Arbeit an den Heiden wird aber dadurch nicht vernachlässigt. Unter den Missionaren sind einzelne sehr tüchtige Heidenprediger. Dann werden auch besondere Evangelisten aus den Eingeborenen für die Heidenpredigt ausgebildet. Auf der Pastoral-Conferenz in Trankebar am 21. Jan. 1902 beschäftigten sich die Missionare ernstlich mit der Frage einer organisirten (geordneten) Reisepredigt, die bis dahin zu wenig betrieben worden sei, und Missionar Fröhlich schärfte in ernstestn Worten die Gewissen, diesem Hauptberufe gerecht zu werden und die Hindernisse, die sich der Ausübung regelmäßiger Heidenpredigt entgegenstellen, siegreich zu überwinden. In den Evangelisten-Kursen übernahm derselbe Missionar den theoretischen Teil, während Missionar Ellwein in Dindigal den praktischen Teil leiten wird.

Ueber die Heidenpredigt lesen wir in der Nr. 17 des ev.-luth. Missionsblattes vom 1. Sept. a. c., im Jahresberichte des Missionar-Matthes: „Heidenpredigt ist nicht nur auf den großen Götzenfesten in der Umgebung, sondern auch in mehr als 80 anderen Ortschaften gehalten worden. Auf dem Wochenmarkt in Pollatschi hat sich die Heidenpredigt zur Sitte herausgebildet und ist dort auch ein ständiger Verkauf von Traktaten eingerichtet worden. Die Aufnahme der Predigt war fast durchgängig eine günstige, in vielen Dörfern wurden wir gebeten, bald wiederzukommen. Mehrere Male räumten die Dorf-Munsiffs (Schulzen) uns die Veranden ihrer Häuser ein und forderten uns auf, dort zu reden. Oft sind in diesen Häusern stundenlange Gespräche geführt worden und wir hatten den Eindruck, daß es den Leuten wirklich um Erkenntnis der Wahrheit zu tun war.“ — In der Nr 15 v. 1. Aug. a. c. schreibt Missionar v. Staden aus Majaweram: „Es war um die Mitte des November, an einem klaren, taufrischen Morgen, als vom Stationsgehöft zu Majaweram eine kleine Schaar von Boten des Evangeliums sich aufmachte zur Heidenpredigt. Das vier Wochen dauernde große Badefest neigte sich zum Schluß und gerade in diesen letzten Tagen waren wieder Tausende von nah und fern herbeigeströmt, um in den gelbroten Fluten des Kaweristromes ihre Sünden abzuwaschen, nachdem der große Gott selber in Gestalt eines jämmerlich kleinen Götzenbildes ein Bad genommen und dadurch das Wasser geheiligt haben würde. In diesen Tagen bot sich somit eine besonders günstige Gelegenheit, die frohe Botschaft des Heils auch solchen nahe zu bringen, die sie noch nie vernommen hatten und die sie von hier mitnehmen konnten in ihre Heimath. Zwei Missionare (Fröhlich und Schöner), drei eingeborene Prediger (Arulappen, Abraham und Joseph) und der

Sängerchor des Lehrerseminars zu Trankebar machten sich auf, um die ewige Wahrheit von der sündentilgenden Gnade Gottes in Christo zu verkündigen. Die Straße war sehr belebt. Immer neue Schaaren von Festpilgern zogen vorüber: schwarzbraune Parias in dürftigen Gewändern, biedere Sudras und stolze Brahminen, kenntlich an ihrer „heiligen“ Schnur und helleren Hautfarbe, Männer, Frauen und Kinder, die meisten das siwaitische Götzenzeichen (weiße Querstriche) auf die Stirn. Die Mütter schleppten ihre kleinen Kinder auf den Hüften mit, die Männer aber trugen auf dem Kopfe in Blätter eingewickelte Lebensmittel. So zogen sie alle einen Weg, von dem einen Gedanken geleitet, im heiligen Fluße zusammen mit ihren Götzen zu baden und wenn das Glück es wollte, sich zur Befräftigung der Sündenvergebung mit einem Wassergusse aus den Rüsseln der heiligen Elephanten überschütten zu lassen.

Die Seminaristen begannen nun zu singen, ein Lehrer begleitete sie auf der Geige, ein anderer schlug mit der helltönenden tamulischen Zymbel den Takt dazu. Einige Vorübergehende blieben stehen und traten näher, bis nach beendigtem Gesange Pastor Arulappen sie mit gewinnender Liebenswürdigkeit zum zuhören aufforderte; bald bildete sich ein dichter Halbkreis von Männern. Arulappen predigte nun über das Gleichniß vom großen Abendmahl und die Leute hörten mit größter Aufmerksamkeit zu; diejenigen unter ihnen, die des Lesens kundig waren, bekamen auch eines der kleinen gelben oder blauen Büchlein, die unter ihnen ausgeteilt wurden. Dann folgte, nach einem Lied des Sängerkhors, eine Ansprache des Landpredigers Abraham: nicht durch Werke werden wir gerecht, sondern durch die Gnade Gottes! darnach sprach Landprediger Joseph über das „Reich Gottes“ und legte die stellvertretende Genugthuung Christi ausführlich dar, worauf Missionar Fröhlich vor einem neuen Zuhörerkreise den wahren Weg zeigte, auf welchem wir von unserer Sündenschuld loskommen, nicht dadurch, daß die Sünde sich ausreißt und schließlich ganz von selbst vom Menschen abfällt, wie eine reife Frucht vom Baum, — (so die heidnische Lehre) — sondern nur dadurch, daß Gott eine wunderbare That getan, durch die wir selig werden können! — Nach einer längeren Pause folgten dann wieder eine Reihe von Ansprachen und Gesprächen mit den Heiden, worauf Missionar Schöner den Schluß machte: „Wozu, denkt ihr, sind wir hierhergekommen? Sind wir Kaufleute, die hier Geschäfte machen wollen? Nein! Sind wir Regierungsbeamte, die Steuern erheben? Rechtssprecher? Nein! — Wir sind gekommen, euch etwas ganz Besonderes zu sagen, nämlich: den rechten Arzt und die rechte Medicin zu zeigen! Nicht das Kaveriwasser macht euch rein, der Weg zur Herzensreinheit heißt: Jesus Christus!“

Es war fast Mittag geworden, als sie schlossen. Im Flusse aber standen wohl 20,000 Menschen, und harrten im Sonnenbrande geduldig des Augenblicks, wo sie zusammen mit ihrem „Swami“ (Götzen) das sündentilgende Bad nehmen würden! — „O, daß doch diese alle den wahren Gott erkennen und ihm zujauchzen und dienen lernten!“

Auf die Ausbildung eines tüchtigen tamulischen Pastorenstandes ist von Anfang an ein großes Gewicht gelegt worden, um auf diese die pastorale Arbeit in der Gemeinde zu übertragen und so die europäischen Kräfte für die eigentliche Heidenpredigt frei zu machen, für welche sich überall Gelegenheit bietet. Wohnen doch die einzelnen Christen der Leipziger Mission in fast 800 Ortschaften zerstreut, so daß die Pflege derselben den Missionar unaufhörlich in Beziehung zu den umwohnenden Heiden bringt. Was nun die bereits vorhandenen eingeborenen Mitarbeiter betrifft, so sei hier auf die sechste tamulische Synode in Schiali hingewiesen, die daselbst in der freundlichen Ziegenbalg-Jubiläums-Kirche vom 21. bis 23. Mai a. c. getagt und allen Teilnehmern viel Anregung gebracht hat. Auf ihr waren erschienen: 22 Vertreter aus 14 selbständigen Gemeinden, die ihre Beglaubigungsschreiben beim Präses abgaben und 27 eingeborene Pastore, über welche Missionar Matthes in seinem Synodal-Berichte schreibt: „Während wir auf unseren Stationen mehr oder weniger immer nur ein allmähliges Werden und Entstehen sehen, tritt uns in der tamulischen Synode eine reife Frucht entgegen: eine Versammlung von bewährten Männern mit Liebe und Eifer für ihre Kirche. Aber nicht nur das Herz, auch das Auge hatte seine Freude an dem Anblick: so manches geistvolle Gesicht und mancher Charakterkopf war unter den Abgeordneten zu sehen“. Im Jahresberichte des Herrn Missions-Direktors von Schwarz bei der Jahresfeier in der Thomas-Kirche zu Leipzig am 21. Mai a. c. heißt's: „Daß unsere Mission solche Männer herangezogen hat, ist doch etwas, ist doch ein reicher Lohn; unsere tamulische Synode, unsere eingeborenen Pastore sind wohl etwas, worauf wir — ich rede törllich — stolz sein können.“

In dem soeben erwähnten Jahresberichte (abgedruckt in der Nr. 11 u. 12 des ev. luth. Missionsblattes a. c. lesen wir über den Fortgang des Missionswerkes Erfreuliches und Trostreiches. Zu Grunde gelegt sind dem Berichte die Worte des Apostels Paulus 2. Cor. 11, 30: „So ich mich ja rühmen soll, will ich mich meiner Schwachheit rühmen“, und es wird die Gnade Gottes gepriesen, die sich auch im verflossenen Jahre bei den geringen Dienst nicht unbezeugt gelassen und die Arbeit weit über Verdienst und Würdigkeit gesegnet habe. Es konnten 1084 Heiden getauft werden und 500 Katechumenen (Taufbewerber) fanden sich am Schluß des Jahres 1901 noch im Taufunterrichte. Nur wenige Stationen sind ganz ohne Heidentausen

gewesen. Die Seelenzahl der indischen Gemeinden beläuft sich nunmehr auf 21,611; unter diesen sind: 7342 Eheleute, 294 Wittwer und 1942 Wittwen, 9763 unconfirmirte Kinder, der Rest sind Jünglinge und Jungfrauen. Es giebt im Ganzen 9201 Abendmahlsberechtigte. Im Jahre 1894 betrug die Seelenzahl nicht viel über 14,000, somit ergibt sich in den letzten 7 Jahren eine Zunahme um 50 Procent; nach längerem Stillstande sind somit Zeiten fröhlichen Wachstums gekommen, das noch bedeutender erscheinen muß, wenn wir bedenken, wie furchtbar die Hungersnot und die Seuchen in den letzten Jahren gewüthet haben und wie viele Gemeindeglieder ausgewandert sind, die aus den Gemeindelisten gestrichen werden mußten. Daß dieses Wachstum aber noch ein ganz anderes hätte sein können, wenn nur der Leipziger Missionsgesellschaft mehr Kräfte zur Verfügung gestanden hätten, geht aus einer Stelle im Reiseberichte J. Richters's hervor (cf. pag. 50 ff.), wo er schreibt: „Noch ergreifender war mir eine andere Botschaft. Sie kam aus den im Westen gelegenen Heidendörfern und bat den Missionar Kabis fast kniefällig, er möge sich doch ihrer erbarmen und ihnen auch einen Lehrer schicken, sie wollten ja so gerne Christen werden, sie wüßten nur nicht, wie sie es anfangen sollten. Wenn er ihnen nicht gleich eine Schule bauen könne, wobei sie ja gerne helfen wollten, so möchte er doch wenigstens einmal zu ihnen kommen und sie besuchen, damit sie sähen, daß er sie nicht ganz verworfen. Dabei aber standen die christlichen Verwandten der Bittsteller und bekräftigten dieses Anliegen mit ihren Bitten: „Wir sind nun Christen geworden, du kannst doch unmöglich wollen, daß unsere Brüder und Schwestern Heiden bleiben; sie wollen und wir wollen, daß sie denselben Weg gehen, und wir bitten dich inständig, daß du ihnen helfest! Selten ist“, — so fährt J. Richter in seinem Bericht fort, „das ‚komm herüber und hilf uns' (Ap. Gesch. 16, 9), so nachdrücklich und vernehmlich an mein Ohr gedrungen, als an jenem Abend. Es war mir sehr schmerzlich, daß Missionar Kabis erklärte, ihnen beim besten Willen kein bindendes Versprechen geben zu können; er sei außerstande jetzt seine Arbeit noch auszu dehnen, er habe dazu weder das Geld noch die Katecheten; das einzige, was er ihnen raten könne, sei: auf bessere Zeiten zu warten. — Kabis erzählte mir später, daß oft bei einem Besuche fünf bis sechs solcher Abordnungen zu ihm kämen; es sei ganz unabschbar, wie weit im Madras-Land-Bezirk die Thüre zu den Paria's offen sei, und die Verantwortung sei schwer, wenn die Leipziger Mission diese vielleicht nie wieder gebotene Gelegenheit überhaupt vorüber gehen lasse“.

O du lieber Leser und du liebe Leserin, der obige Worte vor die Augen kommen, erbarme dich und hilf mit an deinem Teil,

daß bald jene „bessere“ Zeiten für unsere Mission kämen und daß dieses: „Komm herüber und hilf uns“, nie mehr unerfüllt ertönen müsse! — Daß auf größeren Stationen die Zeit und die Kraft der Missionare nicht ausreiche, alle Arbeit zu leisten, lesen wir auch im Jahresbericht des Herrn Missions-Direktors, der klagend ausruft: „Unser Missionsnetz ist in Gefahr zu zerreißen; es fehlt uns an der genügenden Zahl festgegründeter, treuer, erprobter und begabter Missionsdiener, wie wir sie nötig hätten, um die eingeborenen Kinder so sorgfältig zu pflegen und ihnen die lautere Milch des Evangeliums so reichlich darzubieten, wie es nötig wäre, um sie zu fördern in allem Guten. So ist der große Zuwachs nicht ohne weiteres und nach allen Seiten eine Stärkung unserer Missionskirche. Denn er besteht fast ausschließlich aus solchen, die leiblich, geistig und sittlich nichts mitbringen, als ihre Armut, ihren Stumpf-sinn, ihre Verwahrlosung“.

Erfreulich ist nun aber dabei, daß für das Missions-schulwesen sehr große Anstrengungen gemacht werden. Die Leipziger Missions-Gesellschaft unterhält in Indien 261 Missions-schulen mit 392 Lehrern und 87 Lehrerinnen, die von 5910 Schülern (darunter 2370 getaufte) und 2291 Schülerinnen (darunter 1508 getaufte), zusammen: 8201 Kindern besucht werden: Sogenannte Kostschulen giebt's 11 für Knaben und 4 für Mädchen, mit 529 Schülern und 208 Schülerinnen; in diesen verbleiben die Kinder das ganze Jahr (mit Ausnahme kurzer Ferien) und erhalten daselbst alles, was sie zum Leben und Lernen nötig haben. Es giebt aber auch „Nacht-schulen“, darunter sind Alphabetschulen zu verstehen für solche, welche den Tag über verhindert sind die Schule zu besuchen. Unsere Mission hat ein einheitlich durchgeführtes Schul-system, das gut funktioniert. Möglichst in allen Dörfern, wo Christen wohnen, sind kleine Dorfschulen; die begabteren Kinder derselben werden in den fünfclassigen gehobenen Elementarschulen der Hauptstation gesammelt. Diejenigen Kinder, die diese Unterstufe des Schulwesens mit Erfolg durchgemacht haben, werden dann in eine der neuen, an den pädagogischen Mittelpunkten eingerichteten sog. „Mittelschulen“ gebracht und diejenigen, die auch diese gut zurückgelegt haben, treten nun in die Centralschule zu Schiali ein, die ihren Namen davon hat, daß sie der Mittelpunkt und der krönende Abschluß des gesammten Schulwesens ist. In Schiali wurde auch am 21. Mai d. J. ein neues Kostschulgebäude eingeweiht, das ca. 14,000 Rupien (ca. 11,000 Rbl.) gekostet hat, und zu dem die dortige Arbeitschule viel Material geliefert hat. Durch dieses geordnete Schulwesen hebt sich allmählich der Bildungsgrad unserer Missions-Heiden. Doch ist derselbe noch immer ein recht niedriger, da nur ca. 33 Procent der Seelenzahl des Lesens kundig ist. Es sind aber sehr lange Zeiträume nötig, um aus diesem so verkommenen

Geschlecht, wie es die Paria's im Allgemeinen sind, gebildete Gemeinden zu gestalten. Soll das Ziel der Missionsarbeit, die Christianisirung des ganzen Tamulenvolkes erreicht werden, so muß der Kern desselben, die Sudra's für das Evangelium gewonnen werden. Schon jetzt besteht ein volles Drittel unserer Gemeinden aus Sudra-Christen, die gleichsam „das Rückgrat“ derselben bilden und die uns die meisten Pastore und Aeltesten geliefert haben. Am Sonntag, den 19. Januar d. J., wurden in Trankebar 5 Kandidaten feierlich ordinirt; es war dieses ein besonderer Festtag für unsere tamulische Kirche, waren doch seit einigen Jahren keine neuen Pastore ordinirt worden. Propst Pamperrien hielt die Rede über 1. Kor. 4, 1. 7. Der Herr setze die ordinirten Pastore den Gemeinden, an denen sie wirken werden, zum Segen!

Wie wenig das Gerede von der Undankbarkeit der Tamulen und vor allem der Parias begründet ist, geht unter Anderen deutlich hervor aus einem Berichte des Missionars Schad in Kudalur, der im ev.-luth. Missionsblatt Nr. 9 schreibt: „Als ich nach dem Tode des Missionar Baierlein's († Okt. 1901 in Deutschland), des Gründers der Station Kudalur, die Trauernachricht hier im Gottesdienste von der Kanzel verkündigte, ging ein lautes Klagen und Weinen durch die ganze Kirche. Als ich die Kirche verlassen wollte, bezeugten mehrere Christen ihren tiefen Schmerz auf echt orientalische Weise, in dem sie sich glatt auf den Boden vor mir niederwarfen und eine Todtenklage anstimmten. Mir ging das tief zu Herzen und ich dachte bei mir selbst, wie sehr muß Baierlein diese armen Paria's geliebt haben, daß sie ihn wiederum so lieben und daß sein Name und sein Gedächtnis noch so lebendig in ihren Herzen lebt nach so vielen Jahren“.

Zum Schluß sei es noch gestattet, einige kurze Nachrichten aus der schönen und verheißungsvollen Arbeit an den armen verwahrlosten Töchtern Indiens mitzutheilen, aus der indischen Frauenmission, in die der vorigjährige Missionsbericht (von Pastor f. Raeder) uns tiefe, teils erfreuliche, teils betrübende Blicke tun ließ. Diese Arbeit hat mit der Eröffnung der Mädchen-Arbeitschule in Tritschinopoli einen bedeutenden Schritt vorwärts getan. Schwester Auguste Hensolt, welcher die Leitung dieser Schule anvertraut ist, schreibt über den Bau und die Einweihung derselben: „Als ich am 10. Januar d. J. meinen Einzug ins neue Haus halten konnte, sah ich höchlichst erstaunt, was aus dem alten, halbverfallenen Hause geworden war. (Der Neubau hat 4000 Rupien gekostet). Schon von weiten fällt das sauber angestrichene große Gebäude in die Augen, das mit seiner eigentümlichen, winkelreichen Bauart fast den Eindruck einer alten Burg macht. Unten befinden sich die Kostschulräume (Eßsaal, 2 Schlafzimmer und die große Halle), oben

auf der Südseite eine wirklich großartige Veranda, das Prachtstück des Hauses, dann der hübsche Betsaal und meine 3 Wohnzimmer, denen es an Licht und Luft nicht gebricht. Was für eine große Wohltat in Indien solche Räume sind, erkenne ich täglich mehr mit neuem Dank, besonders jetzt, wo das Thermometer nie unter 30° R. steht. Unten liegt noch der schöne Baderaum der Kinder, und der Stolz unseres Hauses, die Wasserleitung; diese war für unsere Anstalt, deren Personal hauptsächlich aus erwachsenen Mädchen und jungen Wittwen bestehen wird, eine Lebensfrage. Vom flachen Dache aus ist der Ausblick prächtig. Gerade im Norden tront der hohe Felsentempel, das Wahrzeichen von Tritschinopoli, unter uns liegt die große Stadt. Der Blick schweift weit hin bis zu den fernen Bergketten und mächtigen Kokoswäldern, die den Lauf des Kaweri bezeichnen. Am 18. Feb. d. J. erfolgte die Einweihung, und zwar nachmittags, um der Gemeinde die Beteiligung daran zu ermöglichen. Nach dem Gesange einiger Verse des Liedes: „In allen meinen Taten“, der Vorlesung des 103. Psalmes und abermaligem Gesang: „Ich will Dich lieben, meine Stärke“, wurde vom Propst Pamperrien die Einweihungsrede gehalten über die Salbung in Bethanien (Joh. 12): Aus Dankbarkeit für die erfahrene Heilung stellte Simon sein Haus dem Herrn zur Verfügung. So solle auch demütiger Dank die Triebfeder alles Dienens sein in dem neuen Hause, das den Namen Bethania führen solle. Dank für empfangene Gnade war es, was Herrn Kemp (den früheren Besitzer des Hauses) bewogen habe, dieses Haus dem Herrn für die armen Wittwen unserer Gemeinden zur Verfügung zu stellen; auch unsere Gemeinden sollten sich dieses Wittwenheims besonders angelegen sein lassen u. s. w. Mit Gebet und Segen schloß die schöne Feier.“ — Am 20. Feb. d. J. begann der Unterricht. Um den Mädchen eine Freude zu machen, die noch nicht wußten, was ihrer hier wartete, rief ich sie nach den ersten Stunden zu mir und schenkte jeder einen Nähkasten mit Inhalt zur Erinnerung, daß sie die ersten seien, mit welchen die neue Anstalt eröffnet worden sei. Die Wirkung war eine großartige: ein solcher Kasten ist nämlich der größte Wunsch unserer Mädchen. Mit Feuereifer gingen sie nun an die neue Arbeit. Der Unterricht ist so geordnet worden, daß am Morgen unser Tagewerk mit einer Religionsstunde beginnt und am Nachmittag mit 2 tamulischen Unterrichtsstunden abschließt, die dazwischen liegende Zeit wird zur Handarbeit benutzt. Daneben müssen die Mädchen abwechselnd sich an der Küchenarbeit beteiligen und natürlich auch das Haus reinhalten. Dieses gilt von den 17 confirmierten Industrieschülerinnen. Daneben befinden sich hier auch viele kleine Kostschulmädchen, die von 2 Lehrerinnen unterrichtet werden und 9 sog. „Normal-Schülerinnen“, auch solche Mädchen, die von

hier aus das hiesige Lehrerinnen-Seminar besuchen. Im Ganzen hausen 54 Bewohnerinnen in dem alten Kastell.

Mit dieser Schule soll das „Missionsheim“ verbunden werden, für welches die Aufnahmebedingungen und die Hausordnung schon festgesetzt sind. Doch war es der Schwester Hensolt sehr lieb, daß nicht gleich am Anfange des Unterrichts Wittwen gekommen waren. Die ganze Einrichtung wird eine schwere Sache sein, da die Tamulen Verehrer der „Sitte“ sind und am liebsten auf schon betretenen Bahnen wandeln. An alle Missionsfreunde und -freundinnen (ins Besondere an diese) richtet sich nun die herzlichste Bitte, dieses neuen Zweiges der indischen Frauen-Mission vor dem Herrn zu gedenken, daß er die rechten Mittel und Wege zeige und helfe, an den Wittwen und Waisen, die sich in Tritschinopoli sammeln, Ihm einen „reinen und unbefleckten Gottesdienst“ zu erweisen. Laßt auch uns dieser Bitte aus fernem Lande freudig nachkommen.

Frä. Prozell, unsere Landsmännin, wohnt nun in der für 3500 Rupien angekauften ehemaligen Halle der Heilsarmee in Koimbatour und berichtet in Nr. 18 des ev.-luth. Missionsblattes über den schwierigen Anfang ihrer Arbeit, aber auch über mannigfache Hilfe des Herrn bei ihrer Arbeit; sie schreibt u. A.: „Bei der Arbeit in den Frauengemächern sieht man vor den dort gestellten Aufgaben ganz als schwaches Werkzeug des Herrn; da ist man ganz auf seine Hilfe angewiesen. Denn wie die vornehmste Sudra- oder Brahminenfrau, so wird auch die schlichte Handwerkersfrau uns nur dann Gehör schenken, wenn wir die rechte Weise finden, mit ihr umzugehen, d. h. ihr gefallen. Selten wird eine Frau, die der Bibelfrau oder der Zenanalehrerin ihr Haus öffnet, dies anfangs aus anderem Grunde tun, als in der Hoffnung, angenehm unterhalten zu werden. Wie vermögen wir Fremdlinge aber solche Kunst des Gefallens zu erlernen? Wie machen wir es, daß die Herzen der Heidenfrauen uns geneigt werden, daß sie über Gefallen und Mißfallen sich hinwegsetzend willig werden, Gottes Wort zu hören, auch wenn es sie straft? Solche Wirkung zu erreichen, vermögen wir allein durch den, der da versprochen hat, daß seine Kraft in den Schwachen mächtig sein wird.“ — Gott segne diese Arbeit, daß die, die sie leisten allezeit seien: freudig in Hoffnung, geduldig in Trübsal und anhaltend im Gebet.

Zum Jahresfest, am 21. Mai d. J. wurden nach Indien in die Arbeit abgeordnet folgende 3 junge Missionare: Arthur Fehlberg, Georg Kannegießer und Hilko Schomerus, und am 6. August d. J. wurde in Upsala vom schwedischen Erzbischof Dr. Ekman in Gegenwart von 300 Geistlichen abgeordnet: Pastor Harald Frykholm, zum Missionsdienst in die schwedische Diöcese Indiens.

B. Ostafrika.

Hier wird der von unserem Herrn uns erteilte Auftrag, sein Wort den Heiden zu verkündigen und sie zu seinen Jüngern zu machen, von unseren Missionaren erfüllt an zwei Völkern.

1. An dem Volke der Wakamba, wo die Arbeit im Jahre 1886 begonnen wurde, und 2. an dem Volke der Dschagga, wo 1893 die ersten Leipziger Missionare eintrafen.

Ueber die Wakamba und die Arbeit der Missionare unter ihnen sind von Missionar E. Brutzer im Jahresbericht 1900/91 so ausführliche und gründliche Nachrichten gegeben worden, daß auf dieselben hier zurückgewiesen werden kann und nur einige Ergänzungen gegeben werden können über den augenblicklichen Stand des Werkes. Leider sind dieselben wenig erfreulicher Natur: die Wakamba wollen das Evangelium nicht annehmen!

Auf der Station: Jimba (gegründet 1886) arbeiten jetzt: 1) an der Suaheli-Gemeinde und Schule (Alt-Jimba) Missionar Schachschneider (die Missionare Pfizinger und Mendner befinden sich auf Urlaub in Europa) und 2) an der Wakamba-Gemeinde und Schule (Wawoo) Missionar E. Brutzer. In Ikutha (1891): Predigtstation und Schule: Missionare Hofmann, Kanig und Thermann. In Mulango (1899): Mehrere Predigtstationen und 2 Schulen: Missionare Säuberlich und Gerhold.

Vom 5—9 April d. J. fand in Ikutha die zweite Konferenz der Wakamba-Missionare statt, auf welcher jeder derselben über die Arbeitsweise auf seiner Station berichtete; aus diesen Berichten läßt sich in großen Zügen ein Bild der Arbeit erhalten, wie in Wakamba die Heiden für das Reich Gottes gewonnen werden. In Ikutha wird Sonntag Nachmittag-Gottesdienst und in der Woche mit den Kindern Schule gehalten. Die einsam wohnenden Leute werden besucht und zum Gottesdienste eingeladen. Geplant ist die Wiedererrichtung der leider eingegangenen Dorfschule, die Einführung einer Gesangsstunde mit den Wakamba am Sonntag Nachmittag, das Vorzeigen biblischer Lichtbilder abends, sowie die Predigt auf fernliegenden Dörfern. Der Katechumenen-Unterricht mit denjenigen Kostschülern, die sich im Herbst des vorigen Jahres zur heiligen Taufe gemeldet hatten, hat begonnen; es waren damals 14 Knaben gewesen, die dieses Anliegen dem Missionar Kanig zu Gehör gebracht hatten. Von diesen schienen ihm nur 4 geeignet, nach Ablauf einer Probezeit in den Taufunterricht genommen zu werden, 2 von ihnen stehen im Alter von 14—13 Jahren, die anderen 2 sind ungefähr 12 Jahre alt. — In Mulango arbeiten die Missionare viel auf Außenplätzen; hierbei zeigen sie oft biblische Bilder vor; auch findet

daselbst Sonntagsgottesdienst für die Erwachsenen, in der Woche Unterricht in der Kostschule statt. In Jimba ist die Arbeit erschwert gewesen durch den häufigen Wechsel der Missionare wegen des Klimas, unter dem sie sehr leiden, ebenso durch die doppelte Arbeit an den Wakamba und Wasuaheli und das dadurch bedingte Studieren zweier fremder Sprachen. Daselbst findet Sonntags außer der Suaheli-Predigt für die Suaheli-Gemeinde (62 Seelen) noch eine Kikamba-Predigt für die Heiden statt; nachmittags wird die Predigt mit den Kostschülern besprochen und ihnen eine biblische Geschichte erzählt. Die entfernteren Wakamba werden bei Hausbesuchen zum Besuchen der Gottesdienste eingeladen.

Wichtig und interessant, aber wenig hoffnungsvoll war der Austausch der Erfahrungen über den Erfolg der Arbeit! Die Missionare glauben das Vertrauen der Erwachsenen zu besitzen, aber freilich zunächst nur als ihre Fürsprecher bei der englischen Regierung. Die Wakamba schätzen sie, aber nur weil sie ihnen Verdienst und manchen äußerlichen Vorteil bringen, der Predigt des Worts Gottes aber stehen sie durchaus gleichgültig gegenüber. „Unsere Sitten sind unser Kitzomo (Gottesdienst), ihr habt euer Kitzomo“, so sprechen sie und wollen damit ausdrücken: laßt uns in diesem Punkte in Ruhe, wir lassen auch euch tun, was ihr wollt. Sie wissen, wir billigen ihre Sitten und Gebräuche nicht, und wollen ihnen an deren Stelle ein neues Leben bringen, aber dieses wollen sie nicht annehmen.“ Daher verspüren die Missionare kein Heilungsverlangen bei ihnen, wohl aber viel Weltfönn und jetzt auch schon Widerspruch. Man muß sich soviel als möglich an die Einzelnen wenden, denn wie überall, so ist es auch hier: wer ein ganzes Volk gewinnen will, muß zuerst einzelne gewinnen. — Auf Grund der Erfahrungen mit den Kostschulkindern könnte dagegen das erfreuliche Ergebnis konstatiert werden, daß mit Gottes Hilfe das Ziel der Arbeit an ihnen erreicht wurde, nämlich sie zu wahren Christen zu erziehen und sie zu sammeln in Gemeinden, durch die dann auch manche ihrer Volksgenossen für den Herrn gewonnen werden dürften. Auch geht das Bestreben der Missionare dahin, ihre Kostschul Kinder einst wirtschaftlich selbstständig zu machen; freilich ehe es dazu kommt, wird noch viel Arbeit getan werden müssen. — Um den Wakamba bald die heilige Schrift und andere Bücher in die Hände geben zu können, wurden auf dieser Konferenz mehrere schwierige sprachliche Fragen verhandelt. Missionar E. Brutzer hielt einen Vortrag über die Aussprache und Schreibweise der Leute im Kikamba, auch Missionar Pfizinger lieferte einen Beitrag zu dieser noch viele Schwierigkeiten darbietenden Sache. Auf der Herbst-Konferenz sollte über diesen Gegenstand etwas Bestimmtes festgesetzt werden.

Ueber die Kostkinder auf der Jimbaer Missionsstation berichtet Missionar Mendner: „Unsere Kostkinder, deren Unterhalt Missionsfreunde in der Heimat jährlich der Mission vergüten, sind uns hauptsächlich durch die große Hungersnot 1898/99 zugeführt worden; von ihnen sind uns aber nur die bei den Fehden der ostafrikanischen Völkerstämme geraubten und zu Waisen gewordenen treugeblieben. Diese wissen die empfangenen Wohlthaten zu schätzen und sind uns dankbar dafür, während die übrigen uns undankbar verließen oder uns von ihren Eltern genommen wurden, als diese merkten, daß sich ihre Kinder bei uns wohl fühlten und geneigt waren, um die Taufe zu bitten. Den Wakambakindern ersetzen Missionar Pfizinger nebst Frau und Bruder Vater und Mutter, während ich die Vaterstelle bei den Suaheli sprechenden Kindern zu vertreten hatte. Von den Suaheli-Kostkindern sind jetzt alle, von den Wakambakindern einige getauft. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß uns alle getauften Kindern Freude und nichts als Freude bereiten: die jungen Christen bedürfen alle noch sehr der Pflege und Fürbitte. Doch war es dem Missionar Pfizinger, der fast 7 Jahre ununterbrochen unter den unempfindlichen Wakamba gearbeitet hat: eine große Freude, vor seiner Urlaubsreise nach der Heimat so eine kleine Segensfrucht zu sehen. „Doch ist diese unsere Freude“ — so schreibt der Bericht, — „eine Freude mit Zittern, da die erwachsenen Wakamba versuchen werden, die jungen Christen zu Falle zu bringen. Laßt uns daher inbrünstig bitten, daß sie ihrem Herrn die gelobte Treue halten und ein Salz für die heidnische Umgebung werden mögen, damit es in Wahrheit beim Blick auf sie heißen kann: „Aus dem Munde der jungen Kinder hast du eine Macht zubereitet.“

Große Teilnahme hat in allen Kreisen der Freunde der Leipziger Mission der jähe Tod des Missionars Otto May Mai's hervorgerufen, der am 27. December 1901 in Ikutha an den Folgen eines Unglücksfalles starb. Da Hyänen öfters des Nachts das Missionsgehöft unsicher machten, so hatte Missionar Mai einen Selbstschuß gegen sie hergerichtet, den er mit einer Kugel und kleinen Steinen geladen hatte: auf unerklärte Weise entlud sich die Flinte, während er sie eines Morgens besichtigte, und ging ihm der Schuß durch den linken Oberschenkel. Trotz treuester Pflege durch die anderer Missionare und der Behandlung durch den indischen Wundarzt der nächsten Eisenbahnstation (engl. Ugandabahn), der eine baldige Genesung versicherte, erfolgte am 12ten Tage nach der Verwundung der Tod, über welchen ein befreundeter Arzt folgendes Urteil abgab: „Der Tod erfolgte durch den Wundstarrkrampf (Tetanus); dieser ist zu erklären durch die Infektion mit Erde oder durch die Steine in der Ladung. Tetanus-Bazillen finden sich überall in der Erde.

Sobald der Starrkrampf eintrat, war der Kranke nicht mehr zu retten.“ Der plötzliche Heimgang dieses tüchtigen und eifrigen Jünglings bezeichnet für die Wakamba-Mission einen schweren Verlust. „Wir stehen hier vor einem jener Rätsel, die erst in der Ewigkeit ihre Lösung finden werden. Wie ein unvermutet daher fahrender Sturmwind einen starken, blühenden Baum mit einem Stoße entwurzelt und zerknickt, so ist uns Bruder Mai in der Kraft und Fülle seiner Jahre genommen worden“, — so schrieb Missionar Thermann an jenem traurigen Weihnachtsfeiertage und Missionar Kanig meldet späterhin: „Mai's Tod war für uns und die umwohnenden Heiden eine erschütternde Predigt. Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen!“ Einige Zeit verging, ohne daß wir erfuhren, wie man unter den Wakamba über diesen traurigen Todesfall dachte. Da erschienen eines Tages die Ältesten eines Dorfes und versicherten uns ihrer Teilnahme. Ich führte sie an das frische Grab und erzählte ihnen, wie schwer einst Mai's Mutter ihren Sohn habe über's Meer ziehen lassen und wie tief betrübt sie nun sein wird, daß sie ihn auf Erden nicht wiedersehen sollte. Sie sahen das ein und hörten still zu. Als ich weiter aber vom Wiedersehen in unseres Vaters Hause sprach, schüttelten sie den Kopf und als ich den Tod den großen Schlaf nannte, erschien das einem von ihnen als ein Witz, denn er lachte gerade heraus, nicht böswillig, sondern unverständlich. Trotzdem hat uns diese Teilnahme an unseren Schmerzen wohl getan, denn sie war herzlich und mehr als eine Höflichkeit.“ — Der Herr unser Gott aber lasse uns immerdar erkennen, daß er über uns hat nur „Gedanken des Friedens, und nicht des Leides.“

Zum Schluß sei noch hingewiesen auf das im Leipziger Missionsverlage erschienene Büchlein von Missionär E. Brutzer: „Begegnungen mit Wakamba während meines ersten Halbjahres in Afrika,“ sehr anschauliche Bilder aus dem Leben und Treiben der Wakamba an der Küste. (33 Seiten mit 7 Bildern, 10 Pfeninge).

Die Dschagga Mission (seit 1893).

Die eigentümliche Beschaffenheit dieses Landes erschwert hier die Missionsarbeit ganz außerordentlich. Es sind die Bergländer des mit ewigen Eise geschmückten Kilima-Ndscharo. Die an sich nicht große Kulturzone dieses „Bergriesen“ wird teils durch tief eingeschnittene Flußläufe, teils durch lange, vom Berge zur Steppe parallel herablaufende Wellen Landes, in eine Reihe scharf von einander abgegrenzter Landschaften mit eigener Geschichte, eigenem Dialekt und eigenem volklichen Charakter seiner

Bewohner zerteilt. Was aber von dem Gebiete im Ganzen gilt, das kehrt im Kleinen wieder in seinen einzelnen Teilen, Zug für Zug. Auch hier werden von den Gebirgswässern ausgewählte Schluchten und Täler oder lange, zur Steppe strebende und dort sich verflachende Landrücken, von einander getrennt durch mehr oder minder tiefe Senkungen. In den Landschaften aber wohnen die Eingeborenen nicht zusammen in Dörfern, sondern jede Familie haust einzeln inmitten ihrer Pflanzung. Diese ist in der Regel umgeben von einer stachlichten, durch ein niedriges Tor nur schwer passirbaren Hecke, welche sie abschließ von den Nachbarpflanzungen. Die ganze ausschließlich von Ackerbau und Viehzucht lebende Bevölkerung verteilt sich auf solche einzelne Bauerhöfe.

Seit 1893 wird hier auf 6 Stationen gearbeitet: 1) Madschame (1893): Dschagga-Gemeinde und 2 Schulen, sowie ein Außenort; Missionare Müller und Jessen. 2) Mamba (1894): Dschagga-Gemeinde und 3 Schulen, in Mamba und den Außenorten Mwika und Marangu, dazu eine Arbeitsschule; die Missionare: Althaus und Gutmann und Missions-Oekonom v. Lany. 3) Moschi (1896): Dschagga-Gemeinde und 2 Schulen, dazu 1 Lehrer-Seminar und 1 Außenort: die Missionare: Faßmann, Raum, Schanz und Missionshandwerker Luckin. 4) Schira (1899), noch im Bau begriffen: Missionar Bleicken. 5) Schigatini in Nord-Pare (1900): Predigt-Station und Schule: die Missionare Fuchs und Rother. 6) Nkoaranga am Meru-Berge (1902), wo Missionar Krause einen neuen „Missions-Anfang“ gemacht hat bei den Waroa (weiter den nächsten Artikel.)

Ueber diese Dschagga-Mission berichtete der Herr Missions-Direktor v. Schwarz auf der General-Versammlung in Leipzig (21. Mai 1902): „Die Missionsarbeit ist fröhlich vorwärtsgegangen! Es haben 23 Heidentausen stattgefunden und 33 Katechumenen befanden sich am Ende des Jahres 1901 noch im Taufunterricht. Die Seelenzahl auf den 3 älteren Stationen ist von 42 auf 68 gestiegen; die Zahl der Gottesdienstbesucher hat sich mehr als verdoppelt, 1100 Personen kommen durchschnittlich an den Sonntagen um Gottes Wort zu hören; die Zahl der Schüler ist von 350 auf 790 gestiegen. Wir wissen wohl, daß es noch nicht Zuneigung zu Gottes Wort ist, was die Leute in so großer Zahl in die Kapellen treibt, sondern es ist das ein Zeichen von Vertrauen und Dankbarkeit für die Missionare, die ihnen auch Vertrauen gezeigt und in mancherlei Weise sich ihrer angenommen haben. Immerhin hat das Hören des Worts Gottes seine Verheißung und daß zu den Getauften und Katechumenen nicht bloß Kostschüler gehören, sondern auch Familien aus der Landschaft, ist ein erfreulicher Fortschritt.“

Die Errichtung des Lehrer-Seminars in Moschi, das Missionar Raum am 8. April d. J. mit 8 Jünglingen eröffnete, ruft besonders fröhliche Hoffnungen hervor. Bei der oben erwähnten eigentümlichen Beschaffenheit des Landes ist es dem einzelnen Missionar unmöglich in seinem Stationsbezirk überall hinzukommen, und es sind daher — soll nicht manches Gebiet in den besetzten Landschaften ganz unbearbeitet bleiben — eingeborene Gehilfen dringend notwendig; durch diese erst wird das ganze Land in Angriff genommen werden können. Nun hat unsere Mission ihr afrikanisches Lehrer-Seminar. Gott segne die Arbeit in demselben an den christlichen Dschagga-Jünglingen und späterhin durch dieselben an ihren heidnischen Brüdern und Schwestern!

Es ist dem Schreiber dieses Berichtes eine große Freude, die Lesern und Leserinnen desselben hier auf ein Buch hinweisen zu können, das ihm die schwierige und zeitraubende Arbeit eines genauen Referats über diese so fröhlich fortschreitende Missionsarbeit abgenommen hat, und das wert ist, von allen denen gekauft und gelesen zu werden, die sich für „unsere“ Mission in Ostafrika interessieren; es wird keinen gereuen, wohl aber jedem einen großen Segen bringen. Es ist nach Form und Inhalt vortrefflich nach den Originalquellen geschrieben, mit 32 guten Bildern geschmückt, mit 2 Karten versehen, und kostet nur 90 Kopeken (1½ Mark). Es ist ein sehr passendes Weihnachtsgeschenk; möchte es in Stadt und Land viele Freunde und Freundinnen finden. Der Titel des Buches lautet: „Am Fuße der Bergriesen Ostafrika's“, und Verfasser desselben ist Pastor H. Adolphi in Udsele (Livland). Er schreibt im Vorworte: „Ein Christenherz freut sich, wenn es sieht, wie dieses kleine von Gott gesetzte Pflänzlein der Leipziger Dschagga-Mission unter dem Schutze des Höchsten so fröhlich gedeiht, und will's Gott, bald zu einem großen, weitästigen Baum herangewachsen sein wird! Wenn dieses Büchlein dazu beihelfen sollte, zu den alten Freunden unserer Dschagga-Mission neue hinzuzuworben, welche die Arbeit unserer dortigen Missionare durch fürbittende und fürsorgende Teilnahme unterstützen, so sähe sich der Verfasser aufs reichlichste für seine Mühe belohnt.“ — Dazu helfe unser treuer Herr!

In diesem Buche ist auf Seite 96 berichtet von dem Taufeste, das am 1. Osterfeiertage 1901 in Moschi stattfand. Es sei zum Schluß dieses Missions-Berichtes noch gestattet, von einem weiteren Taufeste in Moschi zu erzählen, das am Pfingstfest 1902 daselbst stattfand. Frau Missionar Faschmann schreibt darüber: „Die 18 Erwachsenen, die getauft werden sollten, hatten eifrig gelernt; oftmals konnte man hören, wie in der Küche, im Hofe und wo immer sich mehrere Tauffschüler zusammenfanden, diese mit eintöniger, halb singender Stimme die Hauptstücke auffagten, so daß

am Schluß des Unterrichts alle, auch die Männer, denen das Lernen eine mühsame Aufgabe war, den Katechismus und sogar das vierte Hauptstück, das ihnen beim Lernen so viele Schwierigkeiten bereitete, fehlerlos auswendig wußten. In dem ganzen Wesen der Taufschüler machte sich ein stiller Ernst bemerkbar. Die Taufgewänder nähten sich die Frauen und Mädchen selbst, und ich glaube nicht, daß in einem Nähverein in Deutschland fleißiger genäht worden ist als hier. Am Pfingstmorgen war herrliches Wetter. Unser Kirchlein innen und außen mit frischen Palmenzweigen geschmückt, machte einen festlichen Eindruck. Um $1\frac{1}{2}$ Uhr bewegte sich der Festzug unter Glockengeläut von Missionshause zur Kirche hinüber, wo er begrüßt wurde von den feierlichen Klängen des Harmoniums. Obgleich der Gottesdienst nur für Christen gehalten werden sollte, waren doch viele Heiden in die Kirche gekommen und hörten aufmerksam zu, als nun noch einmal die Bedeutung der Taufe, die damit verbundenen Gnadengaben und Pflichten klargelegt wurden. Welch ein ernster Schritt, Welch ein Sieg ist es doch, wenn ein erwachsener Heide mit vollem Bewußtsein hier in diesem Heidenlande dem Teufel und all seinem Werke entsagt! Dieses Gelübde legte jeder der Täuflinge auf die an ihm gerichtete Frage mit einem lauten, freudigen „ja“ und Handschlag ab und ward dann auf seine Bitte getauft, um als ein neuer Mensch, unter neuem Namen als Gottes Kind und Eigentum hinfort ihm in unserer Christengemeinde zu dienen!

Leider war es keinem der auswärtigen Missionare möglich, diesen Freudentag mitzufeiern, da sie am Pfingsttage ihre Stationen nicht verlassen konnten; es wohnte aber dem Gottesdienste der Chef der deutschen Militärstation, Oberleutnant Merker bei. — Schon haben wieder viele um Taufunterricht gebeten, deren Herz die Nachrichten vom Himmel liebt. O, möchten doch noch recht viele kommen und schmecken, wie selig es ist, dem Herrn dienen und in seinem Lichte zu wandeln.“

Zur Verstärkung der Streiterschaaar im heiligen Kriege in Ostafrika sind am 21. Mai d. J. abgeordnet und ausgesandt worden: Jakob Dannholz, Julius Augustini, Bruno Gutmann und Hermann Fokken; dieselben sind am 23. Juli d. J. glücklich in der Küstenstadt Mombasa angekommen und auf ihre Arbeitsstätten abgereist, wo sie jetzt wohl schon sich etwas eingelebt haben werden. — Dr. med. Herrmann Plöze, ist am 8. Okt. d. J. von Hamburg abgereist, um auch in der Dschagga-Mission Verwendung zu finden. Sein Reiseziel ist Mamba; dort wird er seinen langgehegten Wunsch, der Heiden Not mit lindern zu helfen, nach langem Harren zur Ausführung bringen können.

Missionsanfänge am Meru.

Von H. Adolphi in Adsel.

Für die evangelisch-lutherischen Missionsfreunde Rußlands hat der Name des Meruberges in Deutsch-Ostafrika einen besonders traurigen Klang. Fanden doch bekanntlich dort zwei Söhne der baltischen Provinzen Rußlands, die beiden im Dienste der Leipziger Mission stehenden Missionare Ewald Ovir und Karl Segebrock im Jahre 1896 nach kurzer Wirksamkeit im Dschaggalande einen jähen Tod durch Mörderhand. Die beabsichtigte Anlage einer Missionsstation am Meruberge mußte damals unterbleiben, da die anwohnende, wilde Bevölkerung von jener Zeit ab fortwährende Aufstände gegen die deutsche Kolonialregierung anzettelte und keinem europäischen Ansiedler genügende Garantie für die Sicherheit seines Lebens geboten werden konnte. Das heidnische Dunkel blieb also zunächst noch ungelichtet und das Doppelgrab am Meru blieb un gepflegt, wenn auch unvergessen. Um so freundiger werden wir die Nachricht begrüßen, daß endlich die Zeit da ist, wo die längst geplante Missionsarbeit am Meru wieder im Angriff genommen worden ist und der Name des Friedensfürsten dort verkündigt wird, wo bisher ein wildes Heidenvolk in Finsternis verkümmerte und ungezügelter Mordlust fröhnte.

Zum besseren Verständniß der neusten Vorgänge am Meru müssen wir indessen ein wenig weiter zurückgreifen.

Es waren die Machinationen der katholischen Missionare, welche im Jahre 1896 Veranlassung zu jener verunglückten Expedition Ovirs und Segebrocks gaben. Die Arbeit der katholischen Mission ist ja leider meist nicht sowohl auf Befehrung der Heiden, als auf ein planmäßiges Eindringen in diejenigen Gebiete gerichtet, in denen die evangelische Mission bereits festen Fuß gefaßt hat. Wo keine Gefahr von evangelischer Seite droht, da läßt der katholische Missionar die heidnischen Eingeborenen ruhig in ihrem Aberglauben und tut für ihre religiöse Hebung kaum nennenswertes. Sobald aber das Evangelium irgendwo Wurzel fassen will, — sofort ist die römische Gegenmission da, um einen Riegel vorzuschieben, um dessen Ausbreitung zu hindern und die bereits bestehenden evangelischen Gemeinden zu zerstören. Diese trübe Erfahrung hat auch unsere Leipziger evangelische Mission am Kilimandscharo leider zur Genüge machen müssen.

Seit 1885 arbeiteten protestantische Missionare, — es waren zunächst Sendboten der englischen Kirchenmission, im Oshaggalande. 1890 trafen die ersten römischen Patres ein, um auf demselben Gebiete ihre Tätigkeit zu eröffnen. Die von den Engländern begonnene Missionsarbeit wurde 1893 von unserer Leipziger Missionsgesellschaft fortgesetzt. Es wurden die 3 Stationen Madschame, Mamba und Moschi gegründet, Schulen und Gottesdienste abgehalten und nach mehrjähriger Tätigkeit meldeten sich auch bereits die ersten Heiden zur Taufe. Kurz, die Arbeit unserer Leipziger Brüder am Kilimandscharo nahm einen durchaus gesegneten Fortgang. Die Katholiken aber drängten sich trotzdem immer tiefer in das von uns besetzte Arbeitsfeld hinein. Die 3 katholischen Stationen Kiboscho, Kilema und Rombo hatten sich keilförmig gerade zwischen die unserigen hineingeschoben und es fehlte leider nicht an fortwährenden Kollisionen, an denen einzig und allein die rücksichtslos in fremdes Gebiet eindringende römische Propaganda die Schuld trug. Dicht neben unserer Schule in Mamba wurde eine katholische Gegenschule eröffnet, unsere Schüler wurden durch Gewalt und Versprechungen hinübergelockt, Heiligen- und Marienbilder wurden unter die Einwohner unserer Stationen verteilt. Häuptlinge, die seit Jahren unsere Versammlungen und Schule besuchten, zu katholischen Kirchenfesten eingeladen, — kurz, wenn wir hier alle Einzelheiten aufzählen wollten, so würde das Sündenregister der römischen Missionare ein recht langes werden.

Doch wir wenden uns wieder dem Meruberge zu. Schon von Anfang an hatten sich die Blicke unserer Missionare auf diesen, etwa 3 Tagereisen westwärts vom Kilimandscharo entfernten, nur durch die unwirtbare Massaissteppe von demselben getrennten Berg gerichtet, dessen dunkler, spitziger Kegel ihnen bei klarem Wetter von ihren Stationen aus stets vor Augen stand. Wenn überhaupt das Leipziger Missionsgebiet eine Ausdehnung erfahren sollte, so war vor allem die Besiedlung des, die Brücke zu dem inneren Westen bildenden Meruberges in Aussicht zu nehmen. Als aber Br. Ovir, nachdem er etwa ein Jahr lang in Madschame am Kilimandscharo gewirkt hatte, zu Anfang des Jahres 1896 eine Reconoscierungsreise an den Meru unternahm, entdeckte er, daß kurz zuvor 2 katholische Patres bereits dagewesen seien, welche offenbar von der Absicht der Leipziger Mission, sich daselbst niederzulassen, Wind bekommen hatten. Sie hätten, — so erzählten die Eingeborenen, — daselbst ein „Haus“ gebaut, d. h. in Wirklichkeit nicht mehr als einige krumme Pfähle in die Erde gerammt, dieselben mit notdürftigem Sparrenwerk versehen, und hätten dann dem dortigen Häuptling die Absicht kundgegeben, sie würden da bleiben. Trotzdem seien sie sofort weiter in die benachbarte Landschaft

Aruscha gegangen, wo sie ebenfalls den Entschluß geäußert, sich niederlassen zu wollen. Aber auch hier seien sie nicht geblieben, sondern seien gleich wieder davon gegangen.

Die Absicht der Katholiken bei diesem Vorgehen lag klar auf der Hand: sie wollten sich offenbar das Prioritätsrecht am Meru-berge sichern und der evangelischen Mission nach Westen hin einen Stein in den Weg zu legen. Dem Br. Ovir blieb damals nichts anders übrig, als heimzukehren und der Leipziger Missionsdirektion über das in Erfahrung Gebrachte Bericht zu erstatten. Die Missionsleitung ließ sich indes durch dieses rücksichtslose Vorgehen der Katholiken nicht von der Ausführung des einmal festgesetzten Planes abhalten. Da die Bestiedlung des Meru ihr als eine unerläßliche Vorbedingung für ein späteres Wachstum nach Westen erschienen, so ließ sie trotz aller katholischen Gegenbemühungen telegraphisch den Missionaren Ovir und Segebrock die Weisung zukommen, sich sofort behufs Anlage einer neuen Station an den Meru zu begeben. Wer konnte damals wohl ahnen, daß durch diesen Befehl die beiden Jünglinge direkt in den Tod geschickt wurden?

Es war am 13. Oktober 1896 als sich unsere beiden Landsleute in Madschame zum letzten Abschiede mit den dortigen Missionsgeschwistern zur Feier des hl. Abendmahles vereinigten und dann in Begleitung von 70 Trägern ihre Wanderung in den Westen antraten. Glücklicherweise war die öde und heiße Steppe, welche den Meru vom Dschaggalande trennt, durchwandert. Das „Tor des Landes“, eine aus Baumstämmen und Dornenhecken errichtete und nur mit einem ganz engen Durchschlupf versehene Verzäunung an der Grenze, welche zum Schutz gegen eindringende Feinde dienen sollte, wurde ungehindert durchschritten und endlich war die „Boma“ (Hütte) des Landeshäuptlings Matunda erreicht. Dieser war Ovir von dessen erster Rekognoscierungsreise her bereits bekannt. Er empfing die Ankömmlinge zwar etwas wortkarg, aber nicht unfreundlich und ließ es sogar an den üblichen Begrüßungsgeschenken nicht fehlen. Nach längerem Suchen war ein zur Anlage einer Missionsstation geeignetes Grundstück gefunden, welches in der Nähe des Häuptlingsgehöftes lag und dieser erklärte sich bereit, den Platz den Missionaren käuflich abzutreten, Sie siedelten daher mit ihren Zelten und Vorräten dorthin über und entließen ihre Träger in die Heimat. Nur einige Wadschagga, die zu persönlichen Dienstleistungen mitgenommen waren und mehrere Suaheliarbeiter blieben da.

Einige Tage darauf traf auch der Hauptmann Johannes mit seiner Frau, einem ihn begleitenden deutschen Offizier, dem Lieutenant Merker und etwa 30 Askaris (schwarzen Soldaten) ein. Hauptmann Johannes hatte seinen ständigen Wohnsitz auf der

Militairstation von Moschi. Er war der oberste Vertreter der deutschen Staatsgewalt, dem, neben der Verwaltung, auch der militairische Schutz des Landes oblag. Er war ein freundlicher Herr, der sich von vorn herein gegen unsere Missionare äußerst hilfreich und liebenswürdig erwiesen hatte und sich auch bei den Wadschagga einer allgemeinen Beliebtheit erfreute. Jetzt war er eben gerade auf einer kleinen Expedition begriffen und hatte sein Lager in der Nähe desjenigen der Missionare aufgeschlagen. Am Montag, den 19. Oktober, wurde das Grundstück der Missionare vermessen und Matunda nahm im Militairlager in Gegenwart des Hauptmanns das Kaufgeld von ihnen in Empfang, welches in einer größeren Menge Zeuges bestand. Die beiden Missionare blieben noch ein Stündchen in der Gesellschaft des freundlichen Offiziers und seiner Gattin. Es kam dabei zur Sprache, daß zwei Wanderobbo von bevorstehenden Unruhen geredet hätten. Da aber Niemand diesen Gerüchten Glauben schenkte, so lehnten die Missionare abends die Aufforderung des Hauptmanns, die Nacht über bei ihnen im Militairlager zu bleiben ab und kehrten im Gefühle vollster Sicherheit in ihre Zelte zurück. Auch Hauptmann Johannes und seine Begleiter begaben sich zur Ruhe, wurden aber bald wieder geweckt. Es war gegen Mitternacht, als der Häuptling Matunda in aufgeregter Stimmung und scheinbar etwas betrunken im Militairlager erschien und meldete, er habe soeben von einer alten Waaruscha-Weibe die Nachricht erhalten, daß die Krieger ihres Volkes sich zu einem Angriff gegen die Weißen rüsteten. Die Offiziere legten der Sache kein großes Gewicht bei und schliefen weiter.

Da, um 3 Uhr morgens, — es war dieses also der 20. Oktober 1896 — kommt eine neue Meldung, daß wirklich unmittelbare Gefahr im Anzuge sei und während der Hauptmann sich mit seinen Askaris in Verteidigungszustand setzt, erfolgt auch schon der Doppelangriff. Ein Teil der in voller Waffenrüstung befindlichen Aruskafrieger umstellt das Lager der Missionare, während die größere Masse über den Fluß zieht, um den Hauptmann Johannes anzugreifen. Geräuschlos umzingeln sie das Lager desselben, doch die Askaris sind auf ihrer Hut und eröffnen sofort ein heftiges Schnellfeuer gegen die Angreifer. Diese ziehen sich zurück und verstecken sich hinter den dichten Bananenbüschen, wo sie vor den Kugeln sicher sind, so daß das Gewehrfeuer der Soldaten bald verstummt. Da plötzlich hört man im Lager der Missionare einen vereinzelt Schuß, darauf das Zerschlagen von Kisten und Koffern, begleitet von einem fürchterlichen Kriegsgeheul. Es war kein Zweifel. Der Ueberfall, der vom Militairlager glücklich abgeschlagen war, bei den ahnungslos schlafenden Missionaren war er gelungen.

Leider konnte der Hauptmann, da er selbst umzingelt war, nicht mit seinen Askaris zu Hilfe eilen. Ueberhaupt durfte sich, so lange es dunkel war, niemand hinüber wagen, da er sicherlich den noch immer hinter den Bananen versteckten Feinden zum Opfer gefallen wäre. Erst im Morgengrauen schlich sich ein Merumann, der schon lange im Dienst der Europäer stand, ans Missionslager heran. Nach einer Stunde kam er mit der Schreckensmeldung zurück, die Missionare seien beide ermordet! Hauptmann Johannes ließ sofort sein Lager abbrechen und eilte mit seinen Soldaten auf den Missionsplatz. Da lagen die beiden jungen Männer auf der Stelle, wo ihre Zelte gestanden hatten, todt, ein jeder von wenigstens 30 Speerstichen durchbohrt.

Einer der Träger der Missionare, Rajabu mit Namen, der sich während des Ueberfalls in einem nahen Bananengebüsch verkrochen und vor Angst bis an die Hüften in die Erde vergraben hatte, kam jetzt zitternd aus seinem Verstecke hervor. Er erzählte, daß die Uruschakrieger, sobald sie das Feuer der Askaris im Militärlager gehört, ins Schlafzelt der Missionare gedrungen seien. Einer von diesen habe einmal geschossen, — es war das jener vereinzelt, auch drüben gehörte Schuß, — dann seien beide niedergestochen worden. Ovir solle nur noch einmal ausgerufen haben: „Ich sterbe, aber ich danke Euch!“ Außer den Missionaren waren 3 Mann aus ihrer Begleitung ermordet worden, 2 Träger wurden gefangen, während 4 entfliehen konnten. Einer dieser Flüchtlinge kam erst 8 Tage später, ermüdet und vom langen Umherirren in der Steppe ganz entkräftet, in Madschame an. Die Mörder aber hatten in den Zelten nachher furchtbar gehaust und alles geplündert. Ein Teil der vorhandenen Vorräte, wie Mehl, Reis, Zucker, Petroleum, war verschüttet worden, Bücher und Briefe zerrissen, die beiden Zelte selbst aber und alle sonst irgendwie brauchbar erscheinenden Dinge, wie Waffen, Zeuge, Kleidungsstücke, Wäsche, Perlen und andere Tauschartikel hatte man als Raub fortgeschleppt.

Hauptmann Johannes, der sich selbst von einer übermäßigen Anzahl Feinde umzingelt und schwer bedroht sah, konnte zunächst nichts anderes tun, als an die Heimkehr denken. Er ließ eilig ein Grab graben, man legte die beiden Leichen hinein, betete ein Vaterunser und schüttete es zu. Zu Häupten des Hügels wurde ein Kreuz aufgesetzt, an welches man ein kleines, bei den Missionaren gefundenes Bild des dornengekrönten Christus befestigte. Die ermordeten Träger wurden dem Matunda zur Beerdigung übergeben, ihm auch die noch übrig gebliebenen Sachen einstweilen zur Verwahrung anvertraut und dann ging es in Eilmärschen zurück nach Moschi.

Was mochte wohl der eigentliche Grund dieses heimtückischen Ueberfalles gewesen sein? Beute- und Plünderungssucht allein jedenfalls nicht. Aus vielem, was man nachher erfahren hat, geht hervor, daß die Merubewohner überhaupt die ihnen lästige Niederlassung von Europäern in ihrem Lande verhindern wollten, weil sie sich dadurch in ihrer Freiheit beschränkt sahen, Waren auch die eigentlichen Täter die Waaruscha, so ist doch kein Zweifel, daß die Meruleute ihre heimlichen Mitwisser und Helfershelfer gewesen sind. Sie hofften, wie später einige von ihnen selbst erklärten, die Fremden durch die Mordtat „ein für alle mal“ von einer Ansiedlung in ihrer Mitte abgeschreckt zu haben.

Als die Trauerkunde nach Madschame kam, war der dadurch hervorgerufene Schmerz und Schrecken unbeschreiblich. Die Schulkinder weinten laut über den Tod ihres lieben Lehrers Ovir. Auch der dortige Landeshauptling Schangali erschien und drückte sein Bedauern und seine Entrüstung über die feige Tat aus.

Es begannen jetzt unruhige Zeiten für das ganze Dschagga-land. Gerüchte wurden lautbar, daß eine Rotte derselben Räuber auch die Missionsstationen am Kilimandscharo überfallen wolle. Daher sammelte vor allem der Hauptling von Madschame seine Krieger und ließ die Grenzen des Landes, sowie die Missionsstation Tag und Nacht überwachen. Auch aus der Militäirstation von Moschi wurden 10 eingeborene schwarze Soldaten zum Schutze nach Madschame entsandt. Lag dieses doch ganz an der westlichen Grenze des Landes und war daher den Einfällen der wilden Nachbarn am ersten ausgesetzt.

Die deutsche Militärverwaltung aber durfte den frechen Mordüberfall am Meru, welcher innerhalb des Machtgebietes der deutschen Kolonialregierung verübt worden war, nicht ungestraft lassen. Hauptmann Johannes unternahm deshalb noch im November desselben Jahres einen Strafzug gegen das Räubervolk und erteilte ihnen die wohl verdiente Züchtigung. In einem Gefecht am Tore des Landes wurde die Kriegsmacht der Waaruscha total geschlagen und versprengt, 600 Krieger verloren ihr Leben und die Sieger führten große Mengen Viehes als Kriegsbeute heim. Der Hauptling Matunda war geflohen, ein zweiter Meruhauptling, der die ganze Zeit über ein falsches Spiel getrieben hatte und in dessen Gehöft nach jener Mordtat die geraubte Habe der Missionare verteilt worden war, wurde ergriffen und getötet.

Die weltliche Obrigkeit mußte ja so handeln, um Ordnung im Lande zu halten und das Ansehen der Regierung zu wahren. Aber wahrhaft überwunden werden diese Heiden erst dann sein, wenn sie den Einen kennen gelernt haben werden, der seine Jünger beten lehrte: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Natürlich sah die Missionsleitung zunächst von einer weiteren Besetzung des Meru ab. Jahrelang mußte die Arbeit an dieser Stelle ruhen. Denn es erfolgten immer wieder neue Aufstände der dortigen Bevölkerung und die Unsicherheit der Verhältnisse am Meru war eine so große, daß an eine Ansiedlung von Europäern zunächst überhaupt garnicht zu denken war. Gegen Ende des Jahres 1899 wagte sogar eine räuberische Bande von vereinigten Waaruscha und Meruleuten einen direkten Ueberfall auf die Militäirstation Moschi. Wenn dieses Unternehmen auch kläglich scheiterte, so brachte es doch neue Unruhe und neuen Waffenlärm ins Land. Erneute Strafexpeditionen der deutschen Kolonialtruppen an den Meru waren die Folge und da es sich bald herausstellte, daß auch einzelne Dschaggahäuptlinge heimlich mit den Waaruscha und Meruleuten gemeinsame Sache gemacht hatten und eine richtige Verschwörung gegen die deutsche Herrschaft am Kilimandscharo angezettelt worden war, so wurden eine Menge Schuldiger verhaftet. Sie wurden in Moschi vor ein Kriegsgericht gestellt und 19 von ihnen am 2. März 1900 zum Tode durch den Strang verurteilt. Unter den Hingerichteten befand sich auch der Hauptanführer jener Bande, welche den mörderischen Ueberfall auf Ovir und Segebrock verübt hatte.

Auch noch später haben vereinzelt Einfälle der Waaruscha ins Dschaggaland stattgefunden. Endlich aber war die Ruhe vollständig wiederhergestellt und die Verhältnisse am Meru insbesondere dadurch gesichert, daß im Jahre 1900 daselbst von der deutschen Kolonialregierung eine neue Militäirstation in der Landschaft Uruscha gegründet wurde, zu deren erstem Chef ein Graf Jagger ernannt war. Die Anlage dieser kleinen afrikanischen Festung trug natürlich viel zur Pazifizierung des Landes bei und gewährleistete auch in Zukunft allen deutschen Ansiedlern die Sicherheit des Lebens. Fürs erste indes waren die Arbeitskräfte unserer Leipziger Mission durch die Anlage der beiden neuen Stationen Schigatini und Schira dermaßen in Anspruch genommen, daß an eine Besetzung des Meruberges noch nicht gedacht werden konnte.

Doch siehe, — auch diesmal waren es wieder die Umtriebe der katholischen Patres, welche den Anstoß zum Handeln gaben. Es waren von ihrer Seite in aller Stille, Vorbereitungen getroffen worden, den Meru ohne Vorwissen der Leipziger zu besetzen. Die deutsche Kolonialregierung hatte in Folge dessen in einem Schreiben unsere Missionare zu schleunigem Vorgehen angespornt, wenn sie nicht wollten, daß andere ihnen zuvorkämen.

Am 16. Februar 1902 versammelten sich daher die Brüder zu einer Beratung in Moschi. Das Resultat war, daß Missionar Krause, (bisher in Namba) in Begleitung des Missionsgehilfen

fickert (bisher in Schira) sofort an den Meru gehen sollte, zunächst um die Verhältnisse daselbst zu erforschen, dann aber, falls dieselben günstig seien, um auch gleich die Anlage einer Station in Angriff zu nehmen.

Am 22. Februar waren alle Vorbereitungen getroffen. Die Lasten waren verpackt, die Träger gemietet und die Brüder konnten von Madschame aufbrechend, ihre Reise antreten. Kurz darauf traf der katholische Bischof in Moschi ein und richtete an den dortigen Militairchef die Bitte, in allernächster Zeit am Meru eine katholische Missionsstation anlegen zu dürfen. Seine Enttäuschung mag keine geringe gewesen sein, als er vernahm, das dortige Gebiet sei bereits von den Leipziger Missionaren besetzt.

Die Karawane der beiden Brüder Krause und fickert war keine sehr große, da sie nur das notwendigste mitgenommen hatten: Zelte, etwas Tauschzeug, die nötigsten Baugeräte u. dergl. Es waren im ganzen 40 Lasten. Am ersten Tage gieng in südlicher Richtung durch die Landschaft Madschame, dann gelangte man in die Steppe. Der Weg führte bei der Ansiedlung einer europäischen Straußenzuchtgesellschaft vorbei und nach einer weiteren Wanderung von etwa 2 Stunden machte man bei einer von der Regierung angelegten „Viehboma“ d. h. Niederlassung für Viehherden, kurze Rast und erquickte sich an frischer Milch. Dann ging es in scharf westlicher Richtung gerade auf den Meruberg los und bald zeigte sich auch schon in der ferne der sog. „Hügel der Greisin“, ein dem Meruberg im Südosten vorgelagerter Hügelrücken. Die Sonne war bereits im Untergehen, als ein alter, früher von der Regierung benutzter Kalkbruch erreicht war, in dessen Nähe sich wiederum eine dem Leiter jener Straußenzuchtgesellschaft gehörige Viehboma befand. Zu ihrer Freude erfuhren die Reisenden, daß Wasser in der Nähe sei. Sie schickten einige Leute ab, welche etwa nach einer Stunde mit einer kaffeebraunen, salzigen Flüssigkeit wiederkehrten. Dieses „Wasser“ sah nun allerdings nicht sehr vertrauenserweckend aus, erwies sich aber, als Thee gekocht, einigermassen genießbar. Nachdem man gegessen und mit den Leuten eine Abendandacht gehalten, streckte man sich unter dem Schutze eines Zeltdaches zum Schlafe nieder.

Am anderen Tage wurde zeitig aufgebrochen und in derselben Richtung weiter gewandert. Bald konnte man in der ferne, gegen Nordwesten hin die hellgrünen „Schamben“ (Anpflanzungen) der „Waroa“, — dieses ist die dort übliche Bezeichnung der Merubewohner — erblicken, welche sich am südlichen Abhang des Berges hinziehen. Da die Missionare aber zuvor den Militairposten Uruscha erreichen wollten, um sich beim dortigen Militairchef zu melden und Erkundigungen über Land und Leute einzuziehen, so schritt man

in westlicher Richtung weiter. Erst ging es an einigen mit salzhaltigem Wasser erfüllten Tümpeln vorbei, dann wurde eine Menge kleiner Bächlein überschritten, die alle ihr klares Wasser vom Meru herab in die Steppe sandten. An einem derselben hielten die Reisenden eine kurze Rast und erquickten sich durch ein kühles Bad. Die Ufer dieser Gewässer waren mit üppigem, dichtem Walde bestanden, während die dazwischen liegenden Strecken meist Steppencharakter trugen und nur hin und wieder dichteren Pflanzenwuchs aufwiesen. Etwa um 4 Uhr nachmittags machte man in einem dieser hübschen Uferwälder Halt und schlug die Zelte auf. Hier bekamen die Missionare auch zum ersten mal an einem in der Nähe befindlichen Kalkbruch einige Waroa zu Gesichte. Die meisten von ihnen waren nur mit Fellen bekleidet, einige trugen auch einen fezen Zeug am Leibe. Als die Waroa die Fremdlinge erblickten, wollten sie entfliehen, aber die Träger riefen ihnen freundlich zu, so daß sie etwas stand hielten. Später fanden sich am Lagerplatze drei junge eingeborene Bürschlein ein, welche weniger scheu waren. Die Missionare konnten sich daher mit Hilfe eines der Sprache kundigen Trägers, welcher den Dolmetscher spielte, eine Weile mit ihnen unterhalten,

Am Morgen des dritten Reisetages, den 22. Februar, waren nach zweistündiger Wanderung die Pflanzungen der Waaruscha erreicht und bald gelangte man zum dortigen Militairposten. Derselbe ist an einem klaren Flüsschen angelegt, welches der Meru von seinem Westabhange entsendet. Ein breiter, grader Weg, an dessen beiden Seiten sich Läden von Indern, Griechen und Suahelis hinziehen, führt zum eigentlichen Stationsgebäude. Es ist dieses ein recht stattlicher, steinerner Bau, der von einer steinernen Mauer umgrenzt und von einem viereckigen, flachgedeckten Turme überragt wird.

Der Chef des Postens konnte den Missionaren nur wenig über die Verhältnisse am Meru sagen, da er erst kurze Zeit an dieser Stelle weilte. Da aber ein anderer, bereits längere Zeit auf dem Posten in Aruscha ansässiger Beamter versicherte, es sei in keiner Weise irgend eine Gefahr vorhanden, so zogen die Brüder, sich dem Schutze des Herrn anbefehlend, weiter ihrem Ziele zu, — und zwar jetzt in nördlicher Richtung.

Bald hinter dem schön bewaldeten, tief eingeschnittenen Flußthal des Songota begannen die ersten Schamben der Waroa. Der Weg war eben und wurde wiederum durch eine Menge großer und kleiner Flußtäler durchschnitten, von denen die meisten jetzt in der trockenen Zeit wasserlos waren. Im allgemeinen erinnerte die Gegend an das Dschaggaland. Auch hier jener breite, grüne Wald- und Buschgürtel, welcher das Land nach dem nördlichen Berggipfel zu umgrenzt. Doch es sind meist minderwertige, krüppelhafte

Stämme, die dieser Bergwald des Meru in sich birgt. Vergebens sucht man hier nach jenen prächtigen, schnurgeraden Baumriesen, wie sie in den Urwäldern des Kilimandscharo vorkommen. Die bewohnten Gegenden sind überaus dicht mit den Ansiedlungen und Feldern der Eingeborenen bedeckt.

Die Waroa wohnen nur am Südabhange des Meru; der nördliche und östliche Abhang ist unbewohnt, auf dem westlichen wohnen bereits die Waaruscha. Der oberste, wild zerrissene Gipfel des Meruberges, der nicht selten Schnee trägt, scheint völlig kahl zu sein. Er fällt nach Westen zu sanft, nach Osten zu steil ab. Neuerdings hat ein deutscher Reisender, Dr. Uhlig, als erster den 4460 Meter hohen Meruberg bestiegen. Er hat an der Spitze desselben einen Krater gefunden, der viel kolossaler ist, als der des Kibo. In der Mitte fließt ein kleines Bächlein.

Die Waroa sind ein schöner, hochgewachsener Menschenschlag, Ihre Verwandtschaft mit den Wadschagga ist unverkennbar. Bei einzelnen sieht man deutlich, daß auch Massai blut in ihren Adern fließt. Ihre Häuser bauen sie und die Waaruscha ähnlich denen in den westlichen Landschaften des Kilimandscharo: es sind fast halbkugelförmige, oben in eine Spitze auslaufende Hütten aus Stämmen und Ruten geflochten, mit Bananenrinde bekleidet. Die einzige Oeffnung bildet ein niedriger Eingang, so daß das Innere einer solchen Hütte dunkel und dumpfig ist. Auch die Sprache ist der der westlichen Dschagga Stämme, also dem Kimadschame nahe verwandt. Die Frauen tragen fast alle noch als Bekleidung Leder, womit sie ihren Ober- und Unterkörper bis an die Kniee verhüllen. Außerdem tragen sie nach Massaiart viel Schmuck um den Hals, um die Arme und Fußknöchel. Die Männer tragen ebenfalls meist Felle, die um die eine Schulter zusammengeknüpft werden.

Bevor die deutsche Regierung im Merulande zur Macht gelangte, war der Viehraub fast die einzige Beschäftigung der Waroa. Bewaffnet mit Speer, Schild und Schwert, zogen sie, meist mit ihren Nachbarn, den Waaruscha verbündet, weit umher, um das heiß begehrte Vieh zu rauben. Hatten sie wenig, so verzehrten sie es gleich in der Steppe, war ihre Beute eine reichere gewesen, so trieben sie dieselbe nach Hause. Kein Wunder, daß in früheren Zeiten diese Leute ungeheure Herden besaßen. Einer, der 100 Stück Vieh sein eigen nannte, war noch kein reicher Mann. Neuerdings hat die deutsche Regierung diesen Räubereien ein kräftiges Ziel gesetzt.

Der Meru bietet zwar nach der Steppe wie nach dem Gipfel zu prächtige Weiden, so daß das Vieh gut gedeihen kann. Durch die Strafexpeditionen der deutschen Regierung ist aber neuerdings der Viehstand auf ein ganz geringes herabgesunken. Der Häuptling besitzt jetzt etwa 6 Rinder, die meisten kein einziges. Trotzdem

haben die Männer noch nicht gelernt, zur Feldarbeit zu greifen, die in dem prächtigen Lande sich wirklich lohnen würde. Sie liegen oder spazieren umher und trinken Bier, das hier in gewaltigen Massen gebraut zu werden scheint. Die Weiber bestellen die Aecker, die Kinder weiden das wenige Vieh. Viele Weiber scheinen auch hier das Begehren des Mannes zu bilden.

Nach einer Wanderung von ca. 2 Stunden gelangten unsere Reisenden an den Malalafluß, an welchem jener von den Br. Ovir und Segebrock erworbene Platz liegt, auf dem beide ihren Tod fanden. Er ist fast ganz eben und grenzt an seiner östlichen Seite an den in seinem felsigen Bette rasch dahinrauschenden Malala, während er im übrigen von Bananen umschlossen wird. Am anderen Ufer, etwa eine halbe Stunde stromaufwärts liegt das jetzt verlassene Gehöft des damaligen Häuptlings Natunda.

Ueberhaupt macht die ganze Gegend einen fast ausgestorbenen Eindruck, da die Leute dieselbe wegen der hier geschehenen Bluttat offenbar vermeiden. Daß der Platz überhaupt der bewußte war, konnte Missionar Krause nicht nur aus der Beschreibung des Oberleutnanten Merker feststellen, welcher ja damals mit dem Hauptmann Johannes zusammen Zeuge der Mordtat gewesen war (er ist mittlerweile als dessen Nachfolger zum Befehlshaber von Moschi eingesetzt worden), sondern es waren auch noch unter den Trägern des Missionars Krause mehrere Leute vorhanden, welche in jener Unglücksnacht mit im Gefolge des Hauptmann Johannes gewesen waren. Einer derselben konnte daher ganz genau die Stellen angeben, wo der Hauptmann damals den Grabeshügel hatte aufwerfen lassen. Jetzt war allerdings von demselben jegliche Spur verwischt. Die Brüder beteten an der vermutlichen Grabesstelle ein Vaterunser und zogen dann weiter zu dem dreiviertel Stunde weiter östlich gelegenen Gehöfte des jetzigen Häuptlings, um doch auch endlich einmal mit den Meruleuten selbst in Verbindung treten zu können.

Es sei hier gleich erwähnt, daß die Missionare einige Wochen nach ihrem Einzuge ins Meruland nocheinmal die Grabesstätte besuchten, um dieselbe in Ordnung zu bringen. Zunächst wollten sie die Gewißheit erlangen, ob die Gebeine beider Brüder noch im Grabe lägen oder ob, wie das Gerücht verlautete, sie nachher von den Mördern ausgegraben worden seien. Als sie an der Stelle zu graben begannen, die ihnen als die richtige bezeichnet worden war, fanden sie etwa 1 Meter tief einige wenige Knochenreste, die offenbar von Menschen herrührten. Ihr morscher Zustand ließ darauf schließen, daß sie schon mehrere Jahre hier gelegen hatten. Sie gruben weiter, bis 2 Meter tief, doch fanden sie nichts mehr. So scheint es doch wahr zu sein, was ein kleiner Uruschajunge dem

Missionar Krause schon früher einmal in Mamba mitgeteilt hatte: als der Hauptmann weggezogen war, haben die Waaruschka und wohl auch die Waroa die Leiber beider Brüder wieder ausgegraben, in Stücke gehackt und in den Busch geworfen, aus Furcht, sie möchten wieder auferstehen und sich rächen. Vielleicht haben sie bei ihrer gräßlichen Arbeit einige Stücke unbemerkt in der Grube gelassen, von denen nun eben die Knochen gefunden wurden. Die Missionare setzten diese Ueberreste wieder an derselben Stätte bei und schichteten darüber einen Grabeshügel aus Steinen, der ein einfaches Holzkreuz trägt. Der Ort wurde dann mit einer Drazänenhecke umschlossen. Diese Arbeit nahm 2 Tage in Anspruch. Während dieser ganzen Zeit war ihnen kein einziger Eingeborener auch nur in die Nähe gekommen. Scheint ja doch, wie bereits gesagt, die Stätte seit der Bluttat aus abergläubischer Furcht überhaupt ganz gemieden zu werden. Die Steine, auf denen ein Diener der beiden Brüder damals das Essen gekocht hatte, und auf denen die Koffer standen, lagen jedenfalls noch gerade so da, wie sie vor 5^{1/2} Jahren gelegen hatten.

Doch hören wir weiter, wie sich der Einzug der Missionare ins Meruland gestaltete.

Am Häuptlingsgehöft angelangt, fanden sie ein auf Geheiß der Regierung erbautes Rathaus vor, eine Lehmhütte mit Dach aus Bananenblättern, von dem sie sofort Besitz nahmen. Das Häuptlingsgehöft selbst lag etwa 20 Schritt davon entfernt.

Zuerst erschien eine der Frauen des Häuptlings, scheinbar eine Massai. Sie war in ein großes, weißes Stück Zeug gehüllt und machte einen sauberen, bescheidenen Eindruck. Ohne sich irgend wie furchtsam zu zeigen, gab sie den Ankömmlingen die Hand und begrüßte sie freundlich. Diese ließen ihr mitteilen, daß sie mit dem Häuptling zu sprechen und Essen zu kaufen wünschten. Die Frau verschwand und erschien bald mit einigen Jungen, die reife Bananen, Bohnen und Mais in großen Mengen herbei brachten. Diese Lebensartikel wurden sofort mit einigen Ellen Zeug bezahlt. Bald kamen auch andere Meruleute herbei, freundlich grüßend, nicht kriechend aber harmlos heiter.

Endlich erschien der Häuptling Menawuru selbst. Er ist ein Mann in den besten Jahren, eine schlanke, elastische Erscheinung, mit kleinem Kimbart, in seinem ganzen Aussehen von einer gewissen Blutverwandtschaft mit den Massai zeugend. Auch sein Auftreten war durchaus angemessen, weder furchtsam, noch zu dreist, sondern ruhig und freundlich. Er setzte sich auf seinen Feldstuhl, während seine 10—12 Begleiter auf dem Boden Platz nahmen. Es wurden einige ziemlich umfangreiche Töpfe Bier herbeigebracht, aus denen man zunächst einen Begrüßungstrank herumreichte. Darauf

ließ Missionar Krause durch seinen Dolmetscher dem Häuptling und den Leuten sagen, er und seine Begleiter seien ins Land gekommen, um hier die Worte Gottes zu lehren. Sie begehrt nicht das Reich der Waroa, nicht ihre Weiber, nicht ihre Kinder. Auch keine Arbeit solle umsonst verrichtet werden. Nur eines wollten sie: lehren. Einer unter den Begleitern des Häuptlings, ein Madschamemann, wußte Bescheid, was ein Lehrer sei, was er den Leuten bringe und was nicht. Dieser beschrieb nun auch den Uebrigen in seiner Weise, was der Missionar bei ihnen thun würde. Als er geendet, erschallten freudige Zurufe, alle streckten den Missionaren die Hände entgegen und hießen sie willkommen. Hier muß allerdings bemerkt werden, daß die Freude nicht durch das hervorgerufen wurde, was ihnen gebracht werden sollte. Davon wissen ja diese arme Heiden zunächst noch garnichts. Jetzt freuten sie sich nur über das, was die Missionare ihnen nicht tun wollten.

Endlich erhob sich der Häuptling und bat die Fremdlinge noch einmal ausdrücklich, sie möchten doch jedenfalls bei ihm bleiben. Er wolle ihnen einen Platz in allernächster Nähe seiner Boma anweisen, wo sie sich ihre Station gründen könnten. Hier aber kam es nun gleich zu einer Meinungsverschiedenheit. Missionar Krause erklärte, er wollte sich auf dem Platze niederlassen, wo seine Brüder früher gewohnt hätten und gestorben seien. Da stieß er jedoch auf einen starken Widerspruch. Erstens wollte der Häuptling den Missionar immer in der Nähe haben, um ihn nöthigenfalls auch in der Nacht besuchen zu können, ohne erst die dazwischen liegenden drei Flüsse überschreiten zu müssen. Dann sei jener Platz verlassen und von allen des stattgehabten Mordes wegen vermieden. Es würde sie dort also Niemand besuchen wollen. Die in der Nähe Wohnenden aber seien dem Häuptling nicht so recht geloriam, überhaupt sei die Gegend unsicher und den Ueberfällen der Waaruscha und Massai viel mehr ausgesetzt als die hiesige.

Was sollten die Missionare nun tun? Nicht nur aus Rücksicht auf die Vergangenheit, sondern auch um seiner centralen Lage im Herzen des Landes willen schien es geboten zu sein, an dem alten Platze festzuhalten. Aber sollte man sich von vorn herein zu den Leuten in Gegensatz stellen? Es war ja auch andererseits vieles von dem, was der Häuptling hervorheb, wohl zu bedenken. Von besonderer Wichtigkeit war der Umstand, daß, während auf dem alten Platze Niemand erschienen war und auch in Zukunft wenig Zuspruch zu erwarten stand, man hier in der Nähe der Häuptlingsboma leicht mit allen Leuten in Berührung kommen konnte. Das hat auch die Folgezeit bestätigt.

Die Missionare beschloßen also nach einigen Bedenken, fürs erste an Ort und Stelle zu bleiben. Man wollte die Sache noch

den Brüdern am Kilimandscharo vorlegen, die Hauptentscheidung aber dem Missionskollegium in Leipzig überlassen. Da ja so wie so die Absicht vorlag, neben der Hauptstation auch einige Außenposten zu besetzen, so konnte man fürs erste ruhig den Wünschen des Häuptlings willfahren, indem man sich die definitive Wahl eines Hauptplatzes für später vorbehielt. Man ließ sich also bereits am nächsten Tage vom Häuptling den Platz zeigen, den dieser dazu bestimmt hatte. Er grenzt an das Gebiet des Häuptlings selbst, im Westen fließt ein kleiner Bach namens Bembe, im Norden ist ein Hügel, im Osten Bananenpflanzungen. Die üppige Vegetation, die den Platz bedeckt, läßt darauf schließen, daß der Boden fruchtbar und für Garten- und Feldanlagen wohl geeignet sei. Es dauerte nicht lange, so traf auch schon die Antwort der Brüder am Kilimandscharo ein, welche sich mit der vorläufigen Wahl des Platzes durchaus einverstanden erklärten.

So begann denn der Br. Fickert, dem ja als gelerntem Missionshandwerker mehr die äußeren Arbeiten oblagen, bald die Anstalten zur Errichtung einiger einfacher Suahelihütten zu treffen. Er ließ den Platz vom hohen Buschwerk säubern, einen Kanal graben, Stämme, Bambus und Bananenrinde zum Dachdecken holen u. s. w. An Arbeitern fehlte es nicht. Gleich in der ersten Zeit erschienen fast täglich Trupps zu 5 oder 10 Mann aus verschiedenen Dschaggalandschaften, die um Arbeit baten und betrübt von dannen ziehen mußten, da den wenigsten von ihnen eine Beschäftigung gegeben werden konnte. Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Noch vor 15 Jahren hielt der stolze Dschagga meist nur den Speer in der Hand und betrachtete abgesehen vom Hausbau und einigen wenigen Feldarbeiten andere Beschäftigungen als des Mannes unwürdig. Jetzt kommen sie angezogen mit dem Wanderstabe in der Hand, manche mit Jacke und Hosen, die meisten mit einem großen Tuche bekleidet und sind froh, wenn sie beim Europäer Verdienst finden. Forderte die Regierung keine Steuer, so würde es wohl anders sein.

Ebenso hatten die Missionare keine Not, Bursche aus der anwohnenden Bevölkerung zu bekommen. Sie waren kaum 3 Tage da, als der erste Junge darum bat, bei ihnen bleiben zu dürfen. Bald darauf brachte ein Vater seinen Sohn, um ihn ganz den Missionaren zu übergeben. Auch ein kleiner Massai knabe blieb bei den Missionaren. Hätten sie alle Bursche angenommen, die sich meldeten, so hätten sie bald über 20 gehabt. 8 großen Knaben wurden als Arbeiter auf der Station angestellt, — mehr konnte man fürs erste nicht brauchen. Mögen die Leute dabei auch nur an ihren eigenen Vorteil gedacht haben, so wars doch immerhin ein gutes Zeichen, daß sie sich nicht vor den Fremden fürchteten, sondern ihnen volles Vertrauen entgegenbrugen. Täglich erschienen sie auf

dem Stationsplatz, um Lebensmittel zu verkaufen, um Arznei zu bitten oder auch nur um vor dem Hause zu hocken und dem Tun und Treiben der Fremdlinge zuzusehen. Der Häuptling Menawuru war täglicher Gast bei den Missionaren. Wollte er in die Steppe gehen oder irgend etwas anderes unternehmen, stets kam er zuvor, um es ihnen mitzuteilen. Auch war er meist zur Abendandacht und am Sonntag zugegen, wenn die Missionare ihre Lieder sangen und ein Stück aus der biblischen Geschichte in der Dschaggasprache verlasen.

Bis Missionar Krause des Kiroa (der Sprache der Waroa) auch nur einigermaßen mächtig wurde, vergingen Monate, beherrschte er doch nicht einmal den verwandten Madschamedialekt. Sein Wirkungskreis war früher mehr am Südostabhange des Kilimandscharo, in Mamba, gewesen, wo wieder eine andere Mundart üblich war. Diese Sprachzerrissenheit ist eine Eigentümlichkeit des ganzen Dschaggalandes. Sie erklärt sich aus der historischen Vergangenheit des Volkes und erschwert die Missionsarbeit nicht wenig. Müssen doch bei jedem Ortswechsel wieder neue Sprachstudien begonnen werden. So war auch hier die Erlernung des Kiroa das erste, worauf sich Missionar Krause besonders legen mußte. Im übrigen besorgte er auch den Garten, und ging dem Br. Fickert bei dessen Arbeit zur Hand, soweit es ihm möglich war.

Fürs erste wohnten die beiden Missionare noch immer im Rathause, denn da gerade die Regenzeit eintrat, so empfahl es sich nicht, die Zelte aufzuschlagen, von denen eines noch dazu defekt war. Aber das Rathaus hatte weder Türe noch Fensterladen und war schlecht gedeckt. So waren sie dann recht zufrieden, als im April endlich eine kleine, mit Bananenrinde überdeckte Suahelihütte fertig stand und im Mai das eigentliche Wohnhaus soweit vollendet war, daß es bald bezogen werden konnte.

Jetzt machte sich Missionar Krause zu einer Reise an den Kilimandscharo auf, um seine letzten, auf seiner früheren Station Mamba zurückgelassenen Sachen abzuholen. Als die Waroa von dieser Absicht hörten, meldeten sich gegen 30 Mann, welche seine Lasten tragen wollten. Der Missionar war darüber hoch erfreut, denn einmal brauchte er jetzt nicht erst mühselig auf anderen Stationen nach Trägern zu suchen, dann aber er begrüßte er freudig die Gelegenheit, die Waroa mit dem Leben und Treiben auf den Missionsstationen am Kilimandscharo bekannt zu machen.

Als sie in Mamba die Frau des dortigen Missionars Uthaus und die beiden weißen Jungen in ihren netten Anzügen sahen, machten sie große Augen. Sie nahmen dort an der täglichen Andacht sowie am Sonntagsgottesdienste teil und es schien ihnen überhaupt auf der „Boma des Bruders ihrer neuen Lehrer“ sehr

gut zu gefallen. Da gab es keine Soldaten, wie auf der Militärstation Aruscha, welche, den „Kiboko“ in der Hand, zur Arbeit antrieben, auch keine Züge von Kettengefangenen, sondern alles nahm ruhig und friedlich seinen Lauf. Auch die übrigen Stationen wurden besucht und es kann zum Ruhm der Meruleute gesagt werden, daß sie sich überall durchaus anständig betrugten und zuletzt die ihnen anvertrauten Kisten unbeschädigt nach Hause brachten.

Als Missionar Krause am 4. Juni wieder daheim am Meru war, fand er den Br. Fickert bereits im neuen Häuschen wohnend. Wie froh war er, daß nun das Kampieren im dumpfen, feuchten Rathause ein Ende hatte. Das neue Wohnhaus hat starke Türen und Fensterläden, einen Fußboden aus gestampftem Lehm und auch einen Bodenraum. Dieser dient zur Unterbringung aller möglichen Sachen, die im kleinen Wohnzimmer recht unbequem sein würden.

Zuletzt war auch ein drittes Gebäude vollendet, welches als Schule und fürs erste auch als Kirche dienen sollte und mit einigen einfachen Bänken ausgestattet war. Am Sonntag, den 21. Juni 1902 konnte dieses erste Gotteshäuschen eingeweiht werden. Der Häuptling Menawuru war leider gerade an dem Tage zur Militärstation abgerufen worden. Im übrigen waren etwa 50 Leute anwesend: Stationsjungen, Arbeiter und Männer aus der Landschaft. Missionar Krause sagte ihnen, daß in diesem Hause keine persönliche Arbeit getan werden solle, sondern hier werde nur Gottes Wort gelehrt werden. Er forderte die Leute auf, immer recht zahlreich zu erscheinen, damit dieses Haus bald zu klein würde und sie Gott in einem schöneren und größeren Hause preisen könnten. Hierauf erzählte er ihnen die schöne Geschichte vom „Schifflein Jesu.“

Mit dem ersten Unterricht im Lesen und Schreiben war bereits kurz vor Ostern begonnen worden, — zunächst auf der Veranda des Rathauses. Das war nun allerdings kein sehr geeigneter Raum für eine Schule. Denn erstens diente die Veranda zugleich als Küche und Aufbewahrungsort für alle möglichen Kisten und Kasten. Dann aber lenkten die draußen weidenden Heerden oder in der Nähe sitzende, spielende und trinkende Männer die Aufmerksamkeit der Schüler fortwährend von ihren Büchern ab. Zunächst beschränkte sich der Unterricht fast nur auf die Stationsjungen. Später, als der Unterricht im Wohnhause und zuletzt im neuen Schullokal abgehalten wurde, wuchs die Zahl der Schüler. Sie schwankte im ganzen zwischen 10 und 20. Zuweilen sind auch jetzt nur die Stationsjungen da, manchmal auch ein Häuflein Knaben aus der Landschaft. Regelmäßigkeit wird wohl in den Besuch des Unterrichts erst dann kommen, wenn auch hier eine Kostschule besteht. Da es hier keinen Schulzwang giebt, so läßt sich die kleine Gesellschaft

bald durch dieses, bald durch jenes abhalten zu kommen: bald ist es zu kalt, bald regnet es, bald gehen sie in die Steppe, um von den durchziehenden Viehhändlern Fleisch gegen Bananen einzutauschen u. s. w. Daß sie überhaupt dann und wann zum Unterricht kommen, ist darin begründet, daß sie hoffen, vom Missionaren Krause ein Tuch zu bekommen.

Mit dem Gottesdienst im Kiroa konnte Missionar Krause zu Anfang Mai beginnen. Zwar ging es noch nicht recht glatt in diesem Dialekte, aber die Leute verstanden ihn doch wenigstens, wovon er sich durch dazwischen eingestreute Fragen überzeugte. Ueberhaupt muß ja der Gottesdienst vor Zuhörern, die auf einer so niedrigen Entwicklungsstufe stehen, wie die afrikanischen Neger, immer mehr in katechetischer Form d. h. in Fragen und Antworten abgehalten werden. Längeren, zusammenhängenden Lehrvorträgen oder Predigten ist Niemand zu folgen imstande. Der Gottesdienstbesuch schwankte zwischen 30 und 50. Es waren wohl zumeist nur Leute, die zur Station gehörten. Einige Liederverse wurden ins Kiroa übertragen und es dauerte nicht allzulange, so konnten die Stationsbursche dieselben schon leidlich singen, zumal neuerdings auch ein Harmonium auf der Station vorhanden ist. Es ist dieses ein Instrument, welches die Schwester des sel. Missionars Ovir für den Meru gestiftet hatte und welches bisher auf der Station Madschame in Gebrauch gewesen war.

Am 27. Juni hatten die Missionare am Meru die Freude, die beiden Brüder Miss. Müller aus Madschame und Miss. Fasmann aus Moschi bei sich begrüßen zu dürfen, welche vom Leipziger Missionskollegium beauftragt waren, sich die dortigen Verhältnisse persönlich anzusehen und dann endgültig über die Platzfrage zu entscheiden. Diese Entscheidung fiel, wie ja zu erwarten stand, zu Gunsten des bereits erwählten Platzes aus und Br. Fickert machte sich sofort an die Errichtung weiterer, notwendiger Gebäude. Die neue Station am Meru trägt den Namen Kfoaranga.

Die Haltung der Meruleute zu unseren Missionaren ist nach wie vor eine freundliche. Von feindseligen Absichten der Eingeborenen ist bisher nichts bemerkt worden. Nur einmal scheint etwas übles gegen die Fremdlinge geplant worden zu sein. Br. Fickert erfuhr davon ganz zufällig, als er im Juni einen Besuch auf seiner früheren Station Schira machte, um dort seine letzten Sachen abzuholen. Da erzählte ihm nämlich der dortige Häuptling Sinare, es habe kürzlich bei einem der Waaruschahhäuptlinge, namens Adesikoi ein nächtlicher Tanz stattgefunden, auf welchem der Merumann Mangeka, auch ein Mitbeteiligter bei der Ermordung Ovir's und Segebrock's, angefeuert worden sei, die lästigen Fremdlinge aus dem Wege zu schaffen. Die Nachricht

wurde sofort dem Militairchef der Station Aruscha gemeldet, welcher den Häuptling Udesikoi unverzüglich verhaften ließ, während jener Mangelka leider entkommen ist. Die Brüder am Meru sind trotzdem guten Mutes und vertrauen auf Gottes gnädigen Schutz.

Es wird ja freilich noch auf lange hinaus weder der Aruscha noch der Merumann sein früheres Räuberleben sobald vergessen können, dem der Europäer jetzt ein Ende gemacht hat. Beide werden ingrimmig auf die Boma in Aruscha blicken, die ihren Wünschen ein so mächtiges Hindernis entgegensetzt. Aber mögen sie auch planen was sie wollen, unsere Missionare stehen in Gottes Hut und können in jedem Falle der Freundschaft des Häuptlings Menawuru sicher sein, welcher im Falle eines Angriffs seine nahen Nachbarn warnen und schützen wird.

Wir aber wollen in warmer Fürbitte die auf ihren einsamen Posten stehenden Brüder der Hand des getreuen Gottes empfehlen, daß er seine schirmenden Flügel über sie breite und ihr Werk gedeihen lasse zum Heil und Segen der dortigen Heiden!



Verzeichniß der Missionsgaben aus Livland im Jahre 1902.

Riga, St. Jakob	423.15	Karolen	29.26
" Domkirche	286.—	Kaweledt	20.—
" St. Petri	562.67	Koddafer	125.—
" St. Johannis	183.—	Kokenhusen	19.—
" Gertrud, deutsche Gem.	80.—	Kremou	25.62
" " lettische "	39.71	Laas	48.—
" Jesus-Kirche	—.—	Laadohn	16.—
" Martins-K. deutsche Gem.	180.—	Laadohn	11.—
" " lettische "	140.—	Lennwarden	42.—
" St. Trinitatis	78.—	Lenburg	6.—
" St. Paul	—.—	Lemsal	40.—
" Lutherkirche	19.06	St. Catharinen	3.—
Katlafaln-Olai	13.71	Linden	6.—
Pinkenhof	70.27	Loddiger	20.—
Viikern	15.—	Loesern	18.—
Wdsel	25.—	Lubahn	5.—
Allendorf	35.—	Luhde	30.—
Allasch	40.—	St. Matthäi	22.—
Anzen	25.60	Marienburg-Seltinshof	69.45
Arrasch	100.—	St. Marien-Magdalenen	50.—
Wscheraden	24.—	Neuhausen	62.—
Andern	33.30	Neuermühlen	3.—
St. Bartholomäi	18.—	Nitau	28.—
Bersohn	10.—	Nüggem	20.33
Burtneck	15.—	Oberpahlen	65.—
Dahlen	20.—	Oppefalu	7.50
Dickeln	31.—	Odenpäh	4.15
Dorpat, St. Johannis	270.—	Paistel	52.—
" St. Marien	90.—	Palzmar	20.—
" St. Peter	28.—	Papendorf	15.—
" Universitätskirche	99.75	Alt-Pebalg	14.30
Dünamünde	42.86	Neu-Pebalg	18.—
Ecks	20.—	Pernau, St. Nikolai	300.—
Fellin-Stadt	73.—	" St. Elisabeth	87.—
Fellin-Land	46.30	Pernigel	20.—
Köppo	10.—	Peterskapelle	20.—
Fennern-Kerro	65.58	Pillistfer	100.—
Gudmannsbach	31.—	Pölwe	58.—
Hallist	60.—	Randen	38.—
Harjel	23.—	Rauge	5.—
Helmet	45.—	Rappin	105.—
St. Jakobi	67.02	Ringen	20.—
Groß St. Johannis	30.—	Rodenpois	12.—
Klein St. Johannis	15.—	Ronneburg	10.—
Jürgensburg	14.—	Roop	90.—
Kalsenau	4.35	Rujen-Nord	15.—
Kannapäh	63.83	Rujen-Süd	62.—
Karfus	50.—	Saara	50.—

Salis	60.—
Salisburg	70.—
Schloß-Dubbeln	35.99
Schujen	15.—
Schwaneburg	18.90
Segewold	20.—
Serben	30.—
Sefwegen	50.—
Siffegall	10.—
Smilten	20.—
Sunzel	7.—
Talkhof	30.—
Tarwast	25.—
Testama	35.—
Theal	69.71
Torgel-Zintenhof	70.—
Torma	45.—
Trifaten	26.—
Ubbenorm	30.—
Uerfüll	74.—
Walf, deutsche u. lettische Gem.	60.27
Walf, estnische Gemeinde	19.—
Wenden-Stadt	95.60
Wenden-Land	60.—
Wendau	100.—
Werro	43.—
Wohlfahrt	57.20
Wolmar-Weidenhof	70.—
Wolmar-Wolmarshof	50.—
Arensburg	163.—
Anseküll	16.51
Jamma	26.—
St. Johannis	—21
Karmel	25.—
Karris	41.—
Kergel	3.44
Kielfond	67.—
Mustel	17.68
Pende	13.23
Pyha	20.—
Wolde	54.14
Runoc	4.16

ferner aus dem Rig. Kreise:

Durch Pastor Schwarz-Mlask	31.—
Durch Pastor Braunschweig-Segewold	95.70

(Von diesen Gaben aus dem Rigaschen Kreise sind 50 Rbl. dem Missionar Bruizer zugedacht. zum Besten eines Kostkundes für 2 Jahre).

Legat des Märt Jaan Poks-Wendau nebst Zinsen 1060.65

Rbl. 8458.57

Gaben mit spezieller Bestimmung.

für Frauenmission.

Ufel	6.—
Allendorf	1.—
Udbern	5.—
Burtneck	5.—
Jellin-Köppo	5.—
Dickeln	3.—
Jennern	10.55
Groß-St. Johannis	3.—
Kannapäh	13.—
Lemsal	3.—
St. Catharinen	1.—
Luhde	6.—
Marienburg	11.30
St. Matthäi	2.—
Oppefaln	3.—
Palzmar	4.—
Pernau, St. Nikolai	30.—
Pernigel	3.—
Pinkenhof	14.94
Riga, Domkirche	50.—
„ St. Jakobi	1.—
Roop	17.—
Rujen, Süd	12.—
Salis	4.—
Salisburg	5.—
Smilten	5.—
Torgel	3.—
Trifaten	3.—
Walf	2.21
Werro	16.—
Wohlfahrt	4.30
Wolmar-Weidenhof	3.—
Wolmar-Wolmarshof	5.—

Rbl. 260.30

für den Missionar Dworkowicz.

Riga, Domkirche 80.—

für 3 Kostschüler zu Madura.

Riga, Domkirche 90.—

für ein Kostkind in Taudschaur.

Jennern 26.—

für die Erziehung eines Heidenkundes.

Kannapäh 10.87

Riga, Domkirche 30.—

Rbl. 40.87

für das Wittwenheim in Trischinopoli.

Riga, Domkirche 5.—

Gaben für allgemeine Missionszwecke	8458.57
Gaben mit spezieller Bestimmung	502.17
	Total Rbl. 8960.74

Von dieser Summe sind durch den Missionsreferenten, Herrn Ober-
pastor Kaehlbrandt, verausgabt:

für den Druck und Versand der Jahresberichte:	
10,000 deutsche Exemplare	257.50
40,000 lettische Flugblätter	160.—
Stempelmarken	2.40
Kisten und Fracht	60.32
1000 Missionsbüchsen für den Lander Gottesdienst	40.—
	Rbl. 520.22

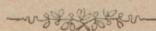
Reinertrag zum Besten der Mission Rbl. 8440.52.



1. Tim 2, 4—6. „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Denn es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung, daß solches zu seiner Zeit gepredigt werde.“

* * *

Unser Herr sei uns gnädig und mache uns alle zu fleißigen Lesern, treuen Betern und fröhlichen Gebern.



A. —

7. 973
melisch-
lutherische

2.50
1060/1027
